

SCHLESISIEN

SEPTEMBER / OKTOBER 1940

HERAUSGEBER: DER LANDESHAUPTMANN · GAUVERLAG-NS-SCHLESISIEN BRESLAU · JAHRG. 2 NR. 9/10 · 2.-RM





SCHLESISIEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN GESAMTSCHLESISCHEN RAUM
HERAUSGEBER: DER LANDESHAUPTMANN

2. JAHRG. · SEPT./OKT. 1940 · FOLGE 9/10

STÄNDIGE MITARBEITER: PROFESSOR DR. HERMANN AUBIN
DR. FRITZ ARLT · DR. ERNST BIRKE · OBERBÜRGERMEISTER
DR. HANS FRIDRICH · DR. HANS-WERNER FISCHER · DR. FRITZ
GESCHWENDT · PROVINZIALKONSERVATOR PROFESSOR DR.
GÜNTHER GRUNDMANN · LANDESLEITER ALFRED HARTLIEB
LANDESRAT GEORG KATE · DIREKTOR VICTOR KAUDER
DR. WERNER KUDLICH · PROF. DR. WALTER KUHN · GAU-
OBMANN JULIUS MERZ · OBERBÜRGERMEISTER WALTHER
SCHMIEDING · SCHULRAT KARL SCHODROK · GEN.-DIR.
GEORG SIEFEN · KUNSTHISTORIKER BERNHARD STEPHAN

INHALT

GENERAL DER INFANTERIE HALM: Zum Geleit	175
Bilder schlesischer Generäle	176
GENERALMAJOR FRIEDRICH VON AMANN: Die Festung Breslau im Wandel der Zeiten	181
DR. HERMANN UHTENWOLDT: Werden und Wachsen des wehrhaften Schlesiens	185
BERNHARD STEPHAN: Eherne Zeugen	189
PROFESSOR DR. GÜNTHER GRUNDMANN: Ruhestätten großer Soldaten in Schlesiens	193
GENERALMAJOR a. D. VON GUHR: Graf von Diebitzsch	196
ERNST SCHENKE: Schlesierkameraden	199
MARTIN SVOBODA: Sturm	200
STEPHAN STURM: Die Geige	204
HELMUTH RICHTER: Vor Amiens	206
Des Soldaten Rock im Wandel der Zeiten	207
E. P. CLOSE: Am Rande des Krieges	211
WOLFGANG SCHWARZ: Aus einem Tagebuch	215
WERNER STEINBERG: Der steigende Stern	217
VON STRACHWITZ: Zwei Balladen	218
HELMUTH RICHTER: Einmarsch in Paris	220
***: Schlesische Soldaten.	223
Generaloberst Busch	226
Schlesische Ritterkreuzträger	228
Hirschberger Kaufmannschaft im Kampf gegen die britische Seeräuberei	231
HANS HESE: Erinnerungen an Hermann Stehr	237
Berichte	238

UMSCHLAG-ZEICHNUNG: GEORG MÜLLER

GRAF YORCK VON WARTENBURG 1759—1830
GEMÄLDE VON ROTHE · SCHLESISCHES MUSEUM DER BILDENDEN KÜNSTE



MELCHIOR VON HATZFELDT

Aus diesem Antlitz eines Feldherrn des 30jährigen Krieges tritt uns entgegen das ausgesprochen Geistige, das Überlegte und Bedächtige. Starke Tatkraft ist ihm aufgeprägt, aber sie ist gemessen und in Selbstzucht gehalten. Der Weg seiner Sippe geht von der Stammheimat Hessen nach dem Rheingau, wo Melchior von Hatzfeldt am 10. Oktober 1593 in Crottdorf geboren wird. Vom Vater dem geistlichen Stande als Maltefer=Ritter bestimmt, läßt der Beginn des großen Krieges ihn nach Jesuitenerziehung und sorgfältiger Ausbildung und einer weiten Kavaliereise durch Frankreich und Holland den Beruf wechseln und das Waffenhandwerk ergreifen. Rittmeister und Oberstleutnant beim protestantischen Herzog von Sachsen=Lauenburg. In der Schlacht an der Deffauer Brücke wird Wallenstein auf ihn aufmerksam, auf seine Empfehlung erhält er das Regiment, das er lange schon geführt. Sein Stern beginnt glücklich aufzusteigen. Er wird Graf und Feldmarschall. In Wallensteins Sturz wurde er nicht verwickelt. 1636 führt er

das kaiserliche Kontingent beim Kurfürsten Johann Georg von Sachsen. 1637 drängt er den Schweden Banehr bis an die Grenzen Pommerns zurück. 1638 besiegt er den Sohn des Winterkönigs bei Vlotho in Westfalen und nimmt den größten Teil des feindlichen Heeres gefangen. 1639 vertreibt er Banehr aus Böhmen. 1640 und 1641 ist er mit seinen Truppen in Thüringen und Westfalen, 1642 wird ihm der Oberbefehl angeboten, was er ablehnt. 1643 ist sein Unglücksjahr: bei Jankau wird er von Torstenson besiegt und gefangen. Neun Tage zuvor wurde ihm die Herrschaft Trachenberg in Schlesien nach langen Verhandlungen zugesprochen. 1647 nimmt er seinen Abschied und widmet sich dem Wiederaufbau der vom Kriege heimgesuchten Herrschaft Trachenberg. Am Ende seines Lebens hat der 63jährige Feldmarschall das Glück, noch einmal zu den Waffen gerufen zu werden. 1657 gewinnt er im Auftrage seines Kaisers dem Polenkönig Krakau von den Schweden zurück. 1658 stirbt er zu Trachenberg.

Die Alabastertafeln auf seinem prächtigen Grabmal in der Kirche von Prausnitz in Schlesien künden von seinen Kriegstaten; sie umschließen ein bewegtes Leben mit den Wechselfällen der launischen Fortuna, die ihm aber am Ende hold gesinnt war.



AUFNAHMEN: PORTRÄT-SAMMLUNG DER STADTBIBLIOTHEK Breslau (5)
Marianne Kirchner (1)



FRH. VON SCHAFFGOTSCH

Kraftvoll, tatkräftig, aufrecht und stark, nach Wechselfällen immer wieder oben, aber unbekümmert - ein echter Schlesier, so steht die tragische Gestalt des Freiherrn Hans Ullrich von Schaffgotsch vor uns, der reichste Erbe Schlesiens, der auf dem Schafott zu Regensburg endete - wer denkt nicht an Egmont?

Die großen Herrschaften im Riesen- und Isergebirge und die Ständeherrschaft Trachenberg vereinigte er durch Erbschaft als Jüngling in seiner Hand. Politisch ehrgeizig führte er 1618 für die schlesischen Rebellen wider den Kaiser ein Reiterfähnlein. Als Mansfeld Schlesien heimsuchte, trat Schaffgotsch erneut in die Dienste der schlesischen Stände. 1631 wirbt er ein Regiment, diesmal aber für den Kaiser. 1633 ernennt ihn Wallenstein zum Generalwachtmeister. Zehn Regimenter stehen unter dem Befehl von Schaffgotsch. Am 11. Oktober überfällt er den Feind an der Steinauer Brücke. Vom Vorgelande des Ohlauer Tores bei Breslau aus beschießt er die schwedische Besatzung auf der Dominsel. Das Unternehmen mißglückt, Schaffgotsch geht nach Ohlau. Am 11. Januar 1634 unterzeichnet er mit 49 Generälen die denkwürdige Urkunde des Pilsner Schlusses, die Wallenstein der Treue seiner Offiziere selbst gegen den Kaiser versicherte. Der Generalissimus fällt am 25. Februar 1634 in Eger durch Mörderhand. Als einziger der Unterzeichner wird Hans Ullrich Schaffgotsch peinlich verhört, qualvoll gefoltert und am 23. Juli 1634 in Regensburg enthauptet. Seine Güter wurden eingezogen, Trachenberg erhielt Hatfeldt. Die Kinder des protestantischen Freiherrn wurden von den Jesuiten in den Schoß der Kirche zurückgeführt. Heldenhaft und aufrecht ist Hans Ullrich Schaffgotsch gestorben mit dem Protest: »Ich bin kein Rebell gegen den Kaiser«.

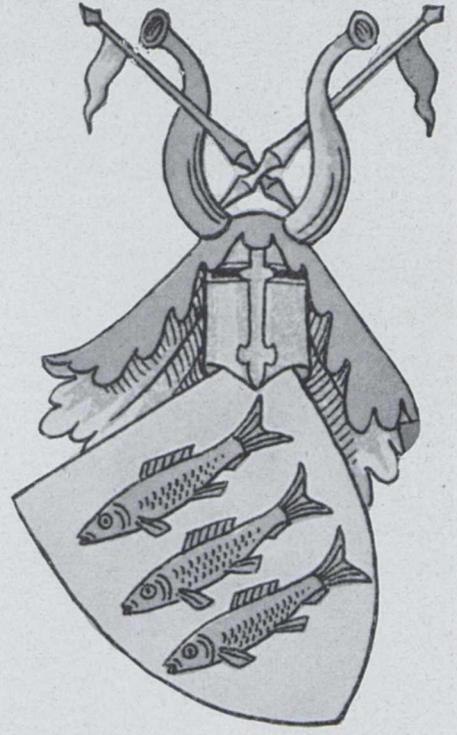


HOHENLOHE-INGELFINGEN

Es steht vor uns ein Zeitgenosse Friedrich Wilhelms II., der von ihm sagte: »Der Prinz bietet durch seine militärischen Eigenschaften volle Sicherheit für das Geschick des Reiches, und ich liebe ihn wahrhaft um seiner ausgezeichneten Geistes- und Herzenseigenschaften willen. Er wird eine glänzende Laufbahn haben«.

Hier ist sie: Friedrich Ludwig Erbprinz zu Hohenlohe-Ingelfingen wurde am 31. Januar 1746 geboren. Im Mai 1762 erhält der Sechzehnjährige die Feuertaufe. 1766 Obristwachtmeister in der Reichsarmee, 1767 Major in preußischen Diensten im Regiment Taubentien zu Breslau. 1788 Generalinspekteur der schlesischen Füsilierbataillone, 1790 Generalleutnant und Ritter des Schwarzen Adlerordens. 1791 Gouverneur von Breslau. 1794 besetzt er die Franzosen in der Schlacht bei Kaiserlautern. 1795 Generalinspekteur über sämtliche niederschlesische Infanterie-Regimenter. 1798 General der Infanterie. Die glänzende Laufbahn, die der große König vorhergesagt hat, ist abgeschlossen. Da tritt das Schicksal in das Leben Hohenlohes. 1806 erhält er den Oberbefehl über die schlesischen Truppen. Vierzehn volle Tage mußte er in seinen Stellungen westlich der Elbe verharren, weil man in Berlin zu keinem festen Plane gelangte. Bei Jena mußte er sich dem Oberbefehl des Braunschweigers fügen; er kann sich nicht durchsetzen. Die Niederlage muß er bis zum letzten auskosten, während er sich den ganzen Tag über als tapferer Soldat bewies. Bei Prenzlau aber streckt er kopflos die Waffen. Sein Vermögen und seine hohe Stellung hat er verloren. Sein Fürstengarten, den er in Scheitnis bei Breslau angelegt hatte, verkommt. Der Scheitniger Park ist noch heute das Ehrendenkmal dieses feinsinnigen Aristokraten. Fürst Blücher, einer seiner treuesten Freunde, hat ihm die Treue über seinen Sturz hinaus bewahrt. Diese Tatsache allein möge das Bild Hohenlohes in ein gerechtes Licht rücken.





FREIHERR VON SEYDLITZ

Wohl der bedeutendste aller schlesischen Generale ist Freiherr von Seydlitz, wenn auch seine Persönlichkeit über das rein Militärische hinaus wenig Ansprechendes bietet, so ist doch sein ganzes Leben eng mit Schlesien verbunden. Geboren wurde er am 3. Februar 1721 als Sohn des damals auf Werbung in Kalkar am Rhein liegenden Rittmeisters von Seydlitz. Seine ersten Jugendjahre verlebte Seydlitz in der Obhut seiner Mutter, einer geborenen von Ilow, in ihrem Ruheitz, Freienwalde. Schon mit vierzehn Jahren wurde er dann vom Regimentschef seines Vaters, des Markgrafen Friedrich Wilhelm von Schwedt, als Page in Dienste genommen. Mut, Gewandtheit, ansprechendes Aussehen und sein angeborenes aristokratisches Auftreten erwarben ihm die Gunst seines Herrn. Später kam er dann als Kornet in das Kürassierregiment seines Gönners nach Belgrad in Garnison. Schon nach wenigen Monaten wird er nach Ausbruch des Schlesiens Krieges dem strengen Garnisonleben unter Oberst von Rochow entrissen. In der Nähe von Ratibor geriet er 1742 in Gefangenschaft und wurde nach Ungarn abgeführt, jedoch bald auf königlichen Befehl hin ausgetauscht. Durch seine heldenhafte Verteidigung vor seiner Gefangennahme hatte er das Wohlgefallen Friedrichs des Großen erweckt, und wurde - erst 22jährig - 1743 Eskadronchef im Husarenregiment von Natmer in Trebnitz. Seydlitz schulte in kurzer Friedenszeit seine Schwadron zur Mustertruppe, und mit ihr rückte er in den Zweiten Schlesiens Krieg. Hier zeigte sich bald die große Bedeutung seiner Waffe, die sich auf den Schlachtfeldern mit der österreichischen Reiterei als ebenbürtig erwies. Bei Hohenfriedeberg konnte er einen hohen sächsischen General gefangen nehmen, und er wurde daraufhin vom König zum Major befördert. Die folgenden Ruhejahre verlebte Seydlitz wieder in der schlesischen Kleinstadt, aus der er 1743 ausgerückt war, bis er 1752 zum Oberstleutnant befördert und Kommandeur der 12. Dragoner in Treptow a. d. Rega ernannt wurde. Doch schon im folgenden Jahr kehrte er als Kommandeur der s. Kürassiere nach Schlesien zurück und

wurde 1755 zum Oberst befördert. Hier in seinem Standort Ohlau schuf er die Reitererschule, die dann später seiner Kavallerie den unvergleichlichen Angriffsgestalt gab. Glänzende Truppenparaden bewiesen die meisterhafte Art, in der er seine Husaren zu einer geschmeidigen und doch fest in der Hand des Führers liegenden Elitetruppe zu formen mußte. So kam es, daß er als jüngster Generalmajor auf dem Zuge gegen Franzosen und Reichsarmee an der Spitze von 38 Schwadronen eine selbständige Aufgabe erhielt. In seinen glänzendsten Ruhmestaten bei Pegau, Gotha und Rosberg hatte er das Vertrauen, das sein König in ihn setzte, völlig gerechtfertigt. Er wurde zum Generalleutnant befördert und mit dem Schwarzen Adler-Orden ausgezeichnet. Infolge seiner Verwundung am Arm konnte er dann erst wieder im Frühjahr 1758 im Feld erscheinen und den erfolglosen Vorstoß nach Mähren mitmachen. Bei Zornsdorf gab er mit seiner Reiterei zweimal den siegreichen Ausschlag. Nach dem Friedensschluß wird Seydlitz Kavallerieinspekteur der elf nieder- und oberschlesischen Regimenter. Was Seydlitz in dieser Stellung während der letzten zehn Jahre seiner Dienstzeit geleistet hat, ist zur unverlierbaren Tradition des deutschen Heeres geworden. Seine Truppe wurde vorbildlich im Stil der späteren Reitererschulen. Seine Zöglinge trugen seinen Geist ins ganze preußische Heer, und in die kleine Oderstadt wurden nicht nur preußische, sondern auch viele ausländische Offiziere kommandiert, um hier die vollkommenste Schule der Reiterei kennenzulernen. Ein reicher Sagenkranz hat sich um den verdienstvollen General, der auch nach seiner Beförderung zum General Chef seines Kürassierregimentes geblieben ist, gewunden. Seydlitz ist die glanzvolle Verkörperung der friderizianischen Armee mit ihren Stärken und freilich auch mit ihren Schwächen. Er hat Preußen bei der moralischen Eroberung Schlesiens durch seine Taten und seine Person wertvolle Dienste geleistet. Er ist Kavaliere der alten Schule, waghalsig bis zur Verwegenheit, das Leben bei sich und anderen wenig achtend, trotz unerbittlicher Anforderungen gegen seine Untergebenen wohlwollend, seinen Dienern und Veteranen ein nie versagender Freund, freigebig, sorglos in wirtschaftlichen Dingen, persönliche Mißhelligkeiten hochherzig vergeßend, human. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er zurückgezogen in seinem Schloß, das jetzt den Namen »Seydlitzruh« trägt, bis ihn 1773 der Tod von einem schweren Leiden erlöste.



REMUS VON WOYRSCH

Kein Heerführer des Weltkrieges steht Schlefien so nahe, wie der Generalfeldmarschall Remus von Woyrsch. Er wurde am 4. Februar 1847 auf Schloß Pilsnitz bei Breslau geboren und besuchte dort das Friedrichs-Gymnasium. In der Schlacht von Königgrätz geriet er als Offiziersanwärter in österreichische Gefangenschaft, im Deutsch-französischen Kriege wurde er leicht verwundet. Dann kehrte er nach rascher militärischer Laufbahn 1901 als Kommandeur der Neiffer Division in die Heimat zurück. Schon zwei Jahre später wurde er als Kommandierender General an die Spitze des VI. (schlesischen) Armeekorps berufen. Im Jahre 1911 nahm er freiwillig seinen Abschied, um sich dem väterlichen Gute zu widmen - aber ähnlich wie bei Hindenburg begann jetzt erst seine große geschichtliche Rolle, als der Krieg dem wegen seiner schlichten Herzlichkeit vielverehrten »Vater Woyrsch« die Führung des schlesischen Landwehrkorps in die Hände gibt. Tarnawka (7. bis 9. September 1914), der Durchbruch von Sienna (17. Juli 1915), der Weichselübergang bei Iwangoorod (29./30. Juli 1915) und der sich daran anschließende Verfolgungsmarsch bis an Szczara bilden die großen Ruhmesblätter der »Armeedivision Woyrsch«, die ihrem greifen Führer, der sich, siebenzigjährig, Weihnachten 1917 endgültig zurückzog, den Marschallstab und das Eichenlaub zum Pour le mérite einbringen. Den unauslöschlichen Dank seiner Schlesier aber hat sich Woyrsch erworben, als er im Spätjahr 1914 mit seinen dünnen und schlecht ausgerüsteten Scharen die Wacht an der schlesischen Nordostgrenze bezog und gegen eine achtfache russische Übermacht eifern hielt. Diese Rettung aus höchster Gefahr, die Schlefien vor der Verwüstung bewahrte, wird es seinem Helden, der seit 1920 auf dem heimischen Dorffriedhof ruht und dessen Züge in dem vor dem Breslauer Generalkommando stehenden Gefallenendenkmal verewigt sind, niemals vergeffen.



FRH. VON BÖHM-ERMOLLI

Im August 1940 feierte der in Troppau lebende Feldmarschall der ehemaligen österreichisch-ungarischen Armee Eduard Freiherr von Böhm-Ermolli sein 65jähriges Militärjubiläum. Die Wehrmacht des Großdeutschen Reiches stellte dem greifen Heerführer an diesem Tage Doppelposten, der Stellvertretende Kommandierende General des VIII. Armeekorps überreichte ihm ein Bild des Führers mit dessen eigenhändiger Unterschrift, außerdem hatten ihm der Führer, Generalfeldmarschall von Brauchitsch und Reichsstatthalter Henlein Glückwunschtelegramme gefandt.

Der so hochgeehrte Feldmarschall wurde am 12. Februar 1856 als Soldatenkind im südlichen Ancona geboren. Sein Vater stammte aus der Gegend des schlesischen Neutitschein und er selber brachte Jugend und Schulzeit in Troppau zu, wohin er nach dem Zusammenbruch der Donaumonarchie zurückkehrte. Mit Schlefien ist er auch durch seinen Weltkriegseinsatz aufs engste verbunden. Bei Kriegsausbruch wurde er an die Spitze der österreichisch-ungarischen 2. Armee berufen und nach vorübergehender Verwendung auf anderen Kriegsschauplätzen im November 1914 der Armeedivision Woyrsch zur Verteidigung der preußisch-schlesischen Nordostgrenzen angegliedert. Im Februar 1915 übernahm Böhm-Ermolli den Befehl über die neugebildete österreichisch-ungarische Armee und führte sie nach der Schlacht von Gorlice zur Befreiung von Lemberg. Nach den schweren Abwehrkämpfen des Jahres 1916 und des Sommers 1917 gelang es, im Gegenstoß die Säuberung ganz Galiziens und der Bukowina von den Russen durchzusetzen. Am 13. Januar 1918 wird der tatkräftige, durch seine klare Entschlußkraft ausgezeichnete Armeeführer beim Friedensschluß im Osten zum Feldmarschall erhoben.

Werden und Wachsen des wehrhaften Schlesiens



Es ist eine der Früchte des Krieges, daß Schlesien kein Grenzland in dem alten Sinne des Eingeschnürtseins zwischen feindlichen Nachbarstaaten mehr ist. Die Grenzen des Reiches sind weit nach Nord, Ost und Süd vorgeschoben; die Gefesse des deutschen Volksraumes, der sich zwischen Baltischem Meer und Adria breit nach dem Osten auffächert, gewinnen wieder Gewalt, die Menschen zu dem binden, wo Irrwege der Vergangenheit sie sinnlos getrennt und gegeneinandergestellt haben. Die Halbinsel Schlesiens strafft sich in dem Bewußtsein, Mitträger eines neuen, weitgespannten Reiches zu sein, das aus den Voraussetzungen des Blutes und des Raumes geboren ist, die beide zum großen Ausgreifen drängen. Was bisher in der Abwehr an unnatürlichen Grenzen stand, fühlt die Geborgenheit des Schreitens bei starker Deckung der Flanken nud mehr noch die Größe des Auftrags, der es zu Trägern einer Ostausstrahlung werden läßt, wie sie in guten Tagen immer der schönste Inhalt schlesischen Werkens gewesen ist.

Denn Schlesien war nicht in allen Zeiten die Halbinsel der letzten zwanzig Jahre. In Vorzeit und Geschichte galt freilich das gleiche, was unser Geschlecht für das 20. Jahrhundert erlebt, daß wie alles Große auch das Sichauswirkkönnen Schlesiens aus hartem und zähem Kampf erwächst. Wenn irgendwo, dann ist im Osten der Krieg der Vater aller Dinge.

Spannen wir den Bogen über die Jahrtausende und gehen wir in rascher Übersicht noch einmal den Weg dieses Lebenskreises als eines Einsatzfeldes wehrhafter Menschen. Ein Dämmerlicht liegt über den Anfängen. Dann gewinnen Gestalten ein schemenhaftes Licht. Wir kennen ihre Waffen und ihr Arbeitsgerät, und manchmal auch ihre Gebeine: Sie sind erst Jägernomaden, dann sesshafte Bauern. Faßbarer werden Einzelzüge des Bildes, wenn die Ersten unseres Blutes vor fünf Jahrtausenden in den Oderraum einbrechen; Bauern und Viehzüchter aus dem Norden und aus Mitteldeutschland, Herrenmenschen nordischer Rasse, die dem Osten die erste großräumige Ordnung geben, die sich in seiner Geschichte abzeichnet. Noch nicht für Schlesien, wohl aber für das angrenzende Böhmen wissen wir, daß damals die Burg zum erstenmal ein Faktor der Landnahme und Raumordnung gewesen ist. In Schlesien ist noch keine der Wehrbauten jener Frühzeit aufgedeckt worden, aber die Frucht kennen wir, welche wehrhaftes nordisches Menschtum nördlich und südlich

der Sudeten nach langen Kämpfen gewirkt hat; ein Zusammenzwingen der Menschen zwischen Saale und Weichsel, Pommern und dem Donaauraum, das länger als ein Jahrtausend der Quell steten Fortschreitens in Gesittung und Volkszahl gewesen ist. Diese Zeit, deren Volkstum als illyrisch gilt, ist eine der glückhaften Epochen, wo der Aufschwung der Kultur die Volkskraft steigert und nicht schwächt und wo hinter den Menschen eine Gemeinschaft steht, die denen, welchen der Heimatraum zu eng wird, Neuland erstreiten kann, wenn sie nur das Schwert und den Pflug zu führen wissen. Schlesien ist damals von den Sätzen stammverwandten Volkstums rings umlagert; es ist einer der Umschlagplätze in dem regen Austausch der Güter und Kulturformen im illyrischen wie im europäischen Bezirk.

Aber wie der illyrische streckt sich der germanische Volksraum, und im Westen steigt das Keltentum herauf. Naturkatastrophen, Übervölkerung und das Fehlen des neuen Metalls für Geräte und Waffen, des Eisens, zwingen die Germanen, ihren Urheimatsraum um die Ostsee zu sprengen und nach Südost und Südwest auszugreifen. Kelten und Illyrier bauen dagegen ihre Burgen. Ganze Festungssysteme entstehen; auch Schlesien, dem freilich noch nördlichere Widerstandslinien vorgelagert sind, ist in diese Abwehr eingespant. Ein Führertum nordischen Ursprungs wehrt dem Vormarsch des Kernvolks. Aber das Bauernkriegertum, das um Ackerboden und um das Metall für Pflugscharen und Waffen kämpft, ist stärker. Mit dem Wartheland wird auch halb Schlesien germanisch; die Oderlinie wird erstritten trotz des Widerstandes illyrischer Burgen von der Stärke der »Schwedenschanze« bei Breslau-Oswitz, einer Auffangstellung zur Seite des Fürstentums auf dem Kapellenberg. Aber vor der südlich folgenden Burgenreihe sind diese ersten Germanen in Ostdeutschland, die Bastarnen, zurückgewichen, vor der Befestigungslinie, die ihren Bogen spannt von der Görlitzer Landeskronen über den Mertschüßer Burgberg und die Striegauer Berge, über Siling, Geiersberg und Költchen, Nimptsch und den Rummelsberg hinunter zu dem Lubowitzer Wald, den Eichendorff besungen hat, den Jägerndorfer Burgbergen und dem Kotousch im sudetenschlesischen Kuhländchen. Die Bastarnen sind südostwärts weitergezogen, als ihnen Acker und Weideland an Weichsel, Warthe und Oder zu eng wurde. Die illyrischen Burgen in den schlesischen

Vorbergen wurden ein Opfer skythischer Reiterchwärme, die in raschem Zugreifen bis zur Niederlausitz vorgestoßen sind, und wo die Sphythen vorbeiziehen, sind die festen Plätze von den Illyriern selbst aufgegeben worden und verfallen.

Der Skytheneinbruch blieb Episode; auch das Eindringen der Kelten im südlichen Mittel- und Oberschlesien hat die schlesische Geschichte nur vorübergehend bestimmt. Immerhin haben die Kelten damals eine ihrer befestigten stadtartigen Siedlungen auf schlesischem Boden errichtet; von der Gemarkung Altstatt im Leobschützer Land kennen wir eines ihrer oppida; auch den alten Götterberg im Herzen Schlesiens, den Siling, haben sie besetzt und vielleicht erneut besetzt. Die Zerreißung des schlesischen Raumes überwinden erst wieder die germanischen Wandalen, die bis zum Beginn unserer Zeitrechnung ganz Schlesien und weite Strecken seines östlichen Vorlandes erobert hatten. Wieder weist der Raum über das Oderland hinaus ost- und südostwärts, und am Ende reicht das vandalische Großreich vom Wartheland bis zu Theiß und Marosch. Aus der Härte der Landnahmezeit und dem gesegneten Werk zupackender Hände wächst ein halbes Jahrtausend sicheren Besitzes und gefättigter Kultur. Der Siling, nicht mehr Tempelburg und Fürstensitz, sondern heiliger Hain, ist die gemeinsame Kultstätte des vandalischen Völkerbundes; die Silingen, nach denen Schlesien seinen Namen trägt, sind die Hüter des Heiligtums. Das vandalische Schlesien grenzt wohl an den Sudeten und im Westen an die Reiche anderer germanischer Völker, - nach dem Osten strahlt es Kräfte aus bis dahin, wo sich vandalischer und gotischer Machtraum treffen und befruchten.

Aus jenen Jahrhunderten des germanisch geführten Osteuropa haben wir die erste Kunde von den Slawen. Wir wissen, daß sie zum Großreich des Ermanerich gehört haben; das Slawentum beginnt seinen politischen Weg unter germanischer Führung. Die Ordnungskräfte, welche Wandalen und Goten dem Osten gaben, haben ihre Reiche überdauert. Das alte Rom bricht zusammen, und Germanen werden seine Erben. Goten und Wandalen verwickeln im Mittelmeerraum, während der Osten in Bewegung gekommen ist und sich westwärts in Marsch gesetzt hat. Die Awaren brechen in Europa ein mit slawischen Scharen in ihrem Gefolge; so wie sie im Südosten, scheinen die letzten germanischen Großbauern die Führer der slawischen Westbewegung im Norden gewesen zu sein. Wir fassen diese germanische Führerschicht in ihren Burgen, die wir nach Gestalt und Fundgut als Herrensitze deuten müssen. Noch ist in der Erforschung des frühen Mittelalters vieles im Fluß, aber das zeichnet sich bereits ab, daß die Slawen auf dem alten Ostgermanenboden von Anfang an eine starke Oberschicht haben, deren bedeutende Absetzung von ihren Hinterlassen nicht mehr die Erklärung zuläßt, daß sie aus Sippenhäuptern der Landnahmezeit hervorgegangen wäre. Der slawische Adel dürfte zum erheblichen Teil aus germanischen Führerkraften hervorgegangen sein, als deren Sitze wir die ältesten »slawischen« Burgwälle ansprechen möchten. Diese letzten Germanen sind bald im Volkstum ihrer slawischen Untertanen aufgegangen, und der Osten ist in eine Vielzahl kleiner Lebensgemeinschaften zerplittert worden. So bedarf es eines neuen Einwirkens germanischer Ordnungskräfte. Schon unter den Frankenkönigen greift der Westen in die Wirren des Ostens ein. Der fränkische Kaufherr Samo errichtet im Widerstreit mit dem Frankenkönig Dagobert ein Großreich, dessen Mittelpunkt offenbar Böhmen gewesen ist. Bis in den Ostseeraum hinein wirkt der fränkische Fernhandel im Wettbewerb mit der beginnenden nordgermanischen Expansion. Der Norden scheint zunächst dem germanischen Westen im Ostraum den Rang abzulaufen; die staatengründenden Kräfte kommen in Rußland wie an Weichsel und Warthe aus dem Wikingerum. Dagegen ist das Land zwischen Donau und Sudeten anscheinend stets eines der Einflusssfelder des fränkisch-deutschen Krautraumes gewesen. Es ist sehr reizvoll, in der schlesischen Frühzeit den Wettstreit des nord- und westgermanischen Ausstrahlungsfeldes in dem Ringen von Polen und Böhmen um das Oderland zu verfolgen. Erst greift Böhmen zu; kurz bevor der hl. Wenzel sich und sein Volk dem deutschen König Heinrich I. unterwirft und damit die Abhängigkeit Böhmens vom Reich aus der Karolingerzeit wiederherstellt, hat sein Vorgänger Wratislaw die nach ihm genannte Burg Breslau auf der heutigen Dominsel gegründet. Dann aber erobern nordgermanische Folgesmannen der Piasten das schlesische Land, und das gleiche

Breslau wird der Sitz des nordischen Grafengeschlechts der »Schwäne«, dessen bekanntester Sproß Peter Wlast gewesen ist. Wie in Breslau sind damals auf dem Breiten Berg bei Striegau, auf der Opper Schloßinsel und vielerorten nordgermanische Stützpunkte - Herrschaftssitze und Burglager - erwachsen. Doch der gleiche Piast Dago-Misika, der Schlesien und das Krakauer Land mit nordgermanischen Kräften für das Reich von Gnesen gewinnt, wird dem deutschen König tributpflichtig; sobald an Warthe und Weichsel - nicht aus eigenen, sondern aus nordgermanischen Kräften - ein Großstaat erwächst, greift das deutsch-abendländische Reich mit dem Anspruch auf Bindung der neuen Gewalten an die europäische Ordnung ein. Für Schlesien zumal bleibt der Zugriff des Nordgermanentums Episode. 1153 ist Graf Peter gestorben, - schon vier Jahre später zieht Friedrich Rotbart nach Osten und erzwingt die Abtretung Schlesiens an eine ihm treu ergebene Nebenlinie des Piastenhauses.

Diese eingedeutschten Fürsten, für deren nordgermanischen Ursprung vieles spricht, haben in der Bindung an das Reich die Kraft zu einer frühen Ausweitung ihres Herrschaftsgebietes nach Osten gefunden. Sie ziehen deutsche Ritter, ein wehrhaftes deutsches Bürgertum und tapfere und fleißige Bauern aus dem deutschen Westen ins Land. Während der König von Böhmen, auf die gleichen Kräfte gestützt, einer der ersten Fürsten des deutsch-abendländischen Reiches wird, scheint nordöstlich der Sudeten eine ähnliche Machtzusammenballung mit dem Mittelpunkt Schlesien zu erwachsen. Da zerbricht der Mongoleneinfall von 1241 die Ansätze zu einem Großschlesien, das eines der ersten Gliedstaaten des mittelalterlichen Reiches gewesen wäre. Die Tartarenschlacht auf der Wahlstatt bei Liegnitz ist die erste Waffentat des schlesischen Deutschtums; mit dem Heldentod von Herzog Heinrich II. verinkt der Traum eines Nordoststaates deutschen Gepräges. Was folgt, ist das Chaos. Der schlesische Stamm ist seinen Weg tapfer und fleißig gegangen, aber er ist durch die Jahrhunderte immer nur Objekt, nie Subjekt der Politik gewesen. Die anderen haben auf schlesischem Boden ihre Kämpfe ausgetragen. Ritterschaft und ummauerte Städte haben sich nach Kräften ihrer Haut gewehrt. Doch hat allem Einsatz wehrhaften Schlesiertums durch lange Jahrhunderte der tragende Gedanke und die bindende Gemeinschaft gefehlt.

Etwas von solcher Bezogenheit verspürt dieses Land erst, als Böhmen und Schlesien, eben erst in den Habsburger-Staat eingefügt, von Wien aus zur Türkenabwehr aufgerufen werden. Doch dann wird schlesische Tragik noch einmal ganz fühlbar, als sich auf seinem Boden der Kampf zwischen Preußen und Österreich um den Vorrang bei der neuen Sammlung deutschen Volkstums zum Zweiten Reich anbahnt. Schlesien wird zerrissen; während der Süden bei Österreich bleibt, wächst der größte Teil des schlesischen Stammesraumes in den preussischen Ordnungsstaat hinein und erlebt hier seine eigentliche Formung.

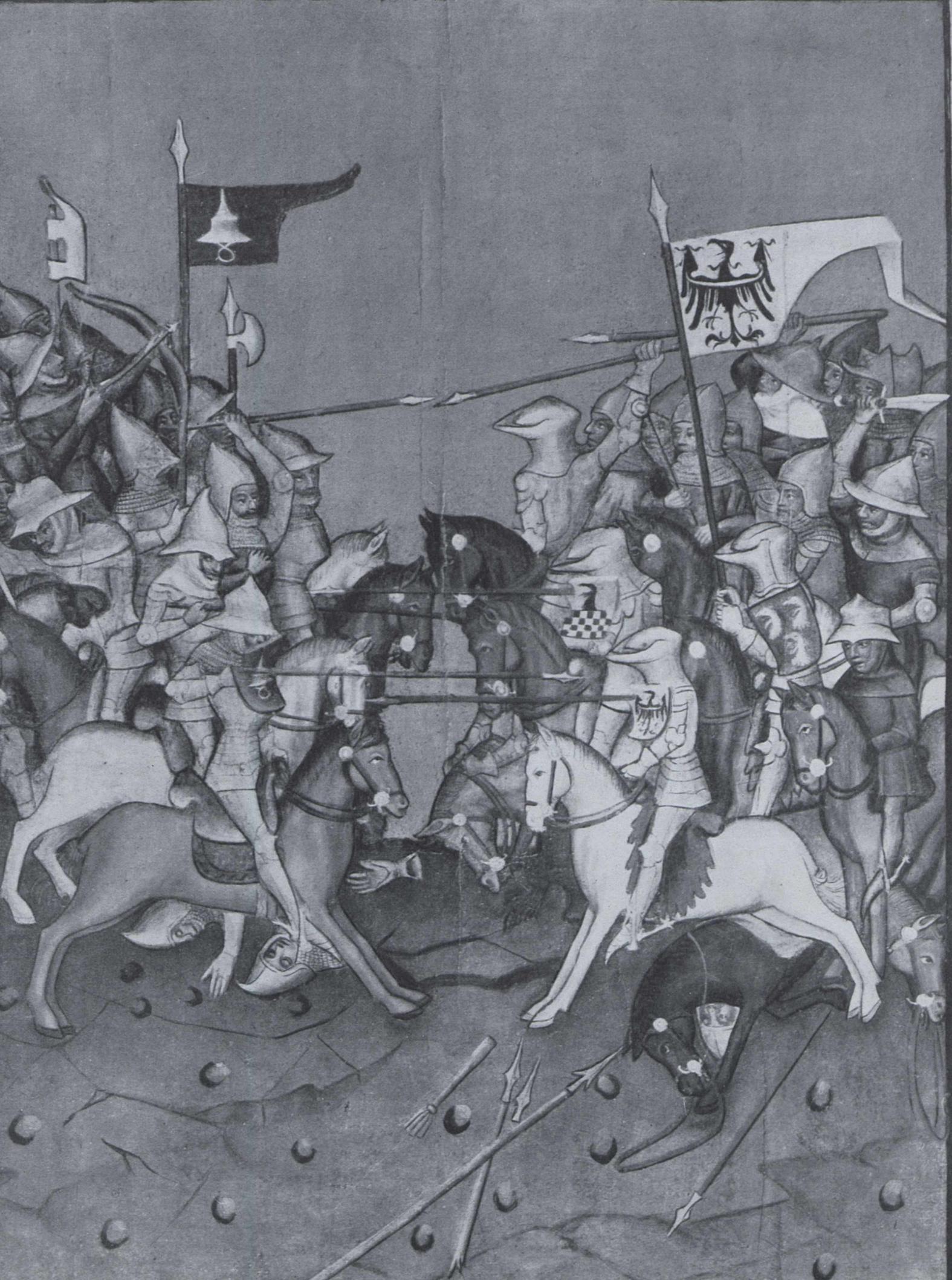
Preußen ist uns Heutigen kein Territorium mehr. Preußen ist Haltung, ist Erbe und Auftrag. Der Geist des friderizianischen Preußens, das auf schlesischem Boden seine ruhmvollsten Siege errang, und das vom Oderland aus zum Befreiungskampf von 1813 aufbrach, ist der Geist des deutschen Soldatentums dieses Krieges. Wenn die Schlesier, die über die Grenzen von 1742 und 1921 wieder zueinandergelunden haben, als Mitträger Großdeutschlands wirken und das Schwert führen, dann schwingt in ihnen der wehrhafte und tätige Geist der Menschen mit, die vor ihnen um den Osten gerungen und geschaffen haben. Aber klar lebt in ihnen - tiefer und gläubiger als in einem der Geschlechter unserer Vergangenheit - das Wissen um eine Weltweite und in die Jahrhunderte weisende Bindung ihres Werkes.

HERMANN UHTENWOLDT

BILD RECHTS:

AUS DER HEDWIGSTAFEL · BERNHARDINKIRCHE BRESLAU

der löwe herzog richard land hedwig



der löwe herzog richard land hedwig



E H E R N E Z E U G E N

V O N B E R N H A R D S T E P H A N

Denkmal einer Landschaft sind nicht nur Zeichen ihrer künstlerischen Kultur. Sie sind Sprecher eines Bekenntnisses, eines Willens, deren Echtheit sich nicht ohne künstlerische Form offenbaren kann. Sie sind gültig aber erst aus einer Anschauung, die restlos der Idee, die von der Gemeinschaft als Auftraggeberin gewollt wird, zu dienen bereit ist und zu entsprechen vermag. So kommt es, daß die Möglichkeit besteht, einer Landschaft und den sie gestaltend bewegenden Ereignissen das bewahrende Zeugnis zu geben, auch wenn der Erfüller des Wunsches der vielen, die das Denkmal verlangen, dieser Landschaft nicht selbst entstammt oder die Zeit, die das Erinnerungsmal hervorbringt, dem Ereignis schon fern, sich ihrer besonderen Stilmittel, die nur ihr angehören, bedient. Entscheidend ist, ob der Sinn, die Haltung, der mit der Errichtung des Denkmals Gestalt und Sprache verliehen werden soll, die wahre, aus dem Grundgedanken voll ableitbare, gleichsam unwandelbare ist, der auch der sich ändernde Geschmack, die zeitgebundene Formprägung nichts anhaben können.

Soldatisches Wesen gehört zu schlesischer Art. Pflichtbewußtsein, harte Forderung an sich selbst, Einsatz bis zum äußersten, Entschlossenheit haben Führer und Gefolgschaft in den Zeiten der großen Entscheidungen des Aufbaus und der Wehr befehlt, haben das schlesische Volk befähigt, den Schicksalsstürmen standzuhalten, sie zu überwinden. Mit dem Vorwärtsdrang, dem Ruf zu frischer Tat, ist Ernst und Strenge und das innere Glühen der Bereitschaft innigst im Bunde. So auch, als Blücher die schlesische Landwehr befehligte. Der Feldherr hat sich im August 1813 nicht zur Schlacht hinreißen lassen, bis er selbst es für richtig hielt, die Offensive zu ergreifen. »Ich griff an, von 2 uhr nachmittag bis zum abend dauerte das gefecht, der Feind wurde gentslich geschlagen; gefangen sind nicht so vihll gemagt, die Truppen wahren zu erbittert und magten alles nieder, wihr sind im vervollgen des Feindes und ich darf mich noch große vorthuille versprechen«. So sah Blücher den Beginn der Rettung und Befreiung, die mit der Katzbachschlacht ihren Anfang nahm und so, gleichsam aus dieser Anlage, wuchs in der Schöpfung des von den Schlesiern beauftragten Berliner

Bildhauers Christian Rauch der Marschall Vorwärts und blieb so in der Vorstellung der Schlesier. Noch während der Planung hatte der König Friedrich Wilhelm III. selbst sich für ein Standbild zu Fuß ausgesprochen, trotzdem zuerst ein Reiterbildnis im Vordergrund der Erwägungen gestanden hatte. Rauch hatte schon 1815 Blüchers Büste modellieren können. 1818, im März, sandte er ein Modell des Werkes nach Breslau. Schwer war es, die Mittel aufzubringen. Mancherlei andere Vorschläge für die Denkmalgestaltung traten auf. Stimmen der Schlesier meldeten sich ermunternd. »Tief aus dem Grunde der Oder erhob ein granitener Würfel, tragend empor an das Licht, träumt ich, ein ehernes Bild« - schrieb ein heimischer Dichter. 1821 war der Guß in Berlin beendet, am 9. Juli 1827 war das Denkmal endgültig aufgestellt. Am 26. August, am Tage der Katzbachschlacht, führte der Kommandierende General von Zieten die braunen Husaren grüßend am Denkmal vorüber. Setzte Breslau und Schlesien noch ganz unmittelbar aus dem Eindruck der Ereignisse heraus, auf dem Blücherplatz in Breslau dem Marschall Vorwärts das Denkmal, so gab für das bronzene Monument Theodor Körners, das jetzt vor der Breslauer Lutherkirche steht, die Hundertjahrfeier der Befreiungskriege den Anlaß. Damals, als die Jahrhunderthalle gebaut wurde, schuf Alexander Kraumann das Bildwerk des Freiheitskämpfers und Kämpfers. (Dem gleichen Künstler, der in Frankfurt am Main lebt, war 1911 das Denkmal Eichendorffs im Scheitniger Park übertragen worden.) Als Zögling der Freiburger Bergakademie hatte Theodor Körner 1809 das schlesische Gebirge durchwandert. Am 19. März 1813 kam der Hoftheaterdichter Körner aus Wien, wo sein Drama »Zriny« erfolgreich über die Bühne gegangen war, wieder nach Schlesien über Brünn, Olmütz, Troppau, Neustadt, Neisse und Ohlau nach Breslau zum Eintritt in das Lüßowsche Freikorps. In Zobten, wo die »Schwarze Schar« sich gruppierte, in Jauer, in Goldberg entstanden seine Lieder, die, rasch gedruckt, auf Zetteln von Hand zu Hand gingen. »Wer hat dies Lied gemacht?« hieß es beim Ausrücken aus Zobten. »Der Flügelmann! Da capo das Lied«, rief man. Im Augenblick der Weihe des Lüßowschen Korps in

der evangelischen Kirche zu Rogau, im Gebet vor der Schlacht, so sah der Künstler den Soldaten und Dichter, den feurig Kühnen, wie Henrich Steffens ihn in seinen Erinnerungen nennt. Im Goldenen Zepter in Breslau hatte Körner, in Bergmannstracht erscheinend, Jahn und Friefen begrüßt und dann alsbald den schwarzen Waffenrock der Lützower angezogen. Am gleichen Tage, an dem Blücher die Schlacht an der Katzbach schlug, starb Theodor Körner - bereits in Thüringen verwundet und in Schlesien, wo er nun zum drittenmal weilte, halbwegs genesen - im Gefecht bei Gadebusch in Mecklenburg den Soldatentod.

Wieder schlug die Stunde des Einfalles und der Bewährung, als Schlesiens Heer im August 1914 zum Ausmarsch ins Feld aufbrach.

Thomas Myrtek, der Bildhauer, war dabei. Als es galt, dem Grenadierregiment Nr. 11, das König Friedrich Wilhelm III. 1808 gestiftet hatte und das 1812, noch unter dem Joch Napoleons seinen Waffenruhm begann, an seiner alten Kaserne in Breslau das Weltkriegsehnenmal zu errichten, fiel der Auftrag an Myrtek, den Oberschlesier (geboren in Beuthen 1888, gestorben in Athen 1935), der schlicht und eindringlich und uns allen vertraut den unbefiegten Helden gestaltete, dem sein Weg vorgezeichnet war, damals wie heute, den Soldaten schlechthin, der eingereiht in die marschierenden Kolonnen seine Pflicht tut als ganzer Mann und unerschütterlich. Eherne Zeugen - so stehen Schlesiens Soldatendenkmäler als Symbole des Bereitseins und des Glaubens, als Beispiele unvergänglicher Gefinnung und Tat mitten unter uns.



BLÜCHER-DENKMAL
VON CHR. DAN. RAUCH
KÖRNER-DENKMAL
VON ALEX. KRAUMANN
ELFER-DENKMAL
VON THOMAS MYRTEK

3 AUFNAHMEN: M. LEINKAUF



L
H
L
N
L
K
(
UF



Ruhestätten

GROSSER SOLDATEN IN SCHLESISIEN

VON GÜNTHER GRUNDMANN

Dort, wo Helden des Krieges ihre letzte Ruhestätte gefunden haben, empfindet man doppelt die Heiligkeit der Erde. Unwillkürlich verlangsamt man den Schritt und beschwört die Schatten der Vergangenheit, um dem Schicksalsweg der Geschichte nachzufinnen, der vom Schritt dieser Männer in die Zukunft des Volkes gebahnt wurde.

Große Soldaten, die aus einer Landschaft hervorgingen oder in ihr von ihren Taten ausruhen, so daß heut Namen von Dörfern und Städten für immer mit ihren klangvollen Familiennamen verbunden sind, zählt Schlesien mit Stolz zum kostbarsten Besitz seiner erinnerungsreichen Vergangenheit. Ihr Ruhm überdauert die Zeit, die Häuser, da sie wohnten und lebten, sind ehrfurchtgebietende Zeugen ihres Lebens, ihre Grabdenkmäler unvergängliche Mahnmale ihrer völkischen Unsterblichkeit.

Jeder, der zum erstenmal durch Breslau geht, wird sich dem Eindruck jenes mitten im brausenden Verkehr der Großstadt stehenden Denkmals des Generals Tauentzien nicht entziehen können. Als Verteidiger der Stadt im Siebenjährigen Krieg, gab dieser General die Anweisung, ihn auf der Bastion vor dem Schweidnitzer Tor zu begraben, der Stätte seines Ruhmes und dem Zeugen seiner Taten. Sinnend ruht die Göttin des Krieges auf dem Marmorarkophag, eingedenk des Helden, dessen Verteidigung der Stadt Schadows Relief am Sockel verewigt hat. Ein Denkmal, getragen von der antiken Vorstellung vom Tode und umwebt von der preußischen Idee soldatischer Pflichterfüllung - so gestaltete es der große Schlesier Carl Gotthard Langhans im Jahre 1795.

Und noch ein zweites Grabmal schuf er 1790 unter den hohen, steil aufragenden Gewölben der Nikolaikirche in Brieg dem 1762 gestorbenen preußischen Generalfeldmarschall Friedrich Leopold Graf von Geßler, ebenfalls ein Werk, das mit dem rauschenden Pathos wehender Fahnen, von einer geflügelten Siegesgöttin getragen, den Ruhm des Helden kündigt, auch dies ein Denkmal von preußischer Gefinnung, dazu bestimmt, den heroischen Menschen zu verherrlichen, dessen Taten die Muse der Geschichte in ein Buch verzeichnet: die Feuertaufe bei Mallwitz, die Mithilfe bei Kesselsdorf und die Heldentat bei Hohenfriedeberg, als Geßler mit dem Regiment Bayreuth bei Bataillone aufrollte und 67 Fahnen erbeutete.

Und von den Höhen des Oderufers über den Eichenwäldern grüßt Schloß Carolath, in dessen edler Renaissanceskapelle die sterbliche Hülle eines Waffengeführten von Hohenfriedeberg bestattet liegt, die des Generalleutnants Friedrich Johann Carl Prinz von Schoenaich-Carolath, der sich in der gleichen Schlacht den Pour le mérite erkämpfte und in der Schlacht bei Prag in kühnem Reiterangriff vorstieß.

Die Erinnerung an die Prager Schlacht, die der Alte Fritz als die mörderischste des Jahrhunderts, eine wahre Heroenschlacht bezeichnete, hält in einer kleinen Dorfkirche in Schlesien ein höchst eigenartiges und wertvolles Kunstwerk wach. In der Patronatsloge von Bohrau bei Oels befindet sich ein Meißner Porzellanrelief des französischen Bildhauers Acier, den Tod des Generalfeldmarschalls Karl Christoph von Schwerin vor Prag verherrlichend. Das 1783 datierte Werk ist ein Geschenk des Königs an den damaligen Besitzer des Gutes, den Grafen Friedrich Albrecht von Schwerin, Generalmajor und Geheimer Etatsminister, der zu den täglichen Genossen des Königs an der Tafel in Sansfouci gehörte, und dessen Nachfahren noch heut auf Bohrau sitzen.

Aber noch an einen Helden der friderizianischen Armee erinnert der Name eines schlesischen Gutes. Inmitten der wogenden Kornfelder des Kreises Namslau liegt ein schönes Gutshaus, eingebettet in einen großen schattigen Park. Das Gut Minkowski, heut Seydlitzruh genannt, hatte 1765 der volkstümlichste Held der friderizianischen Armee, der Reitergeneral Friedrich Wilhelm von Seydlitz, gekauft. Er baute in den folgenden Jahren das Schloß, indem er bewußt Erinnerungen an Sansfouci verwendete, so daß einer der reizvollsten Bauten des Rokoko in Schlesien entstand. Als Seydlitz 1773 in Ohlau starb, war der Bau noch nicht vollendet. Seine Beisetzung erfolgte in unmittelbarer Nähe des Schlosses. Unter einer mächtigen Steintumba ruht er von kühnem, tatenreichem Leben aus - ein liegender Löwe bewacht die Urne, die Kraft einer stets wachen Erinnerung mit der Vergänglichkeit der irdischen Hülle gedanklich symbolisierend. In unzähligen Schlachten, im Glück und Unglück, stand er seinem König zur Seite. Roßbach und Zorndorf sind die Ruhemstaten seines ungestümen Reitermutes. Die lateinische Inschrift stammt von Friedrich dem Großen selbst, das Werk schuf der

Breslauer Bildhauer Gottfried Stein um 1784. 1806 rissen französische Soldaten die Grabkammer auf und raubten die Uniformknöpfe.

So wie in jenen Zeiten, als diese Helden die Worte ihres Königs wahrnahmen: »Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als Preußen auf einer solchen Armee«, sollte Schlesiens umkämpfter und von Heldenblut getränkter Boden noch einmal in der Zeit der Freiheitskriege zum Ausgangspunkt großer geschichtlicher Ereignisse werden. Und wieder erinnern Schlösser und Gräber an große Soldaten dieser Epoche, deren Verdienste der preussische König Friedrich Wilhelm III. mit Dotationen in Schlesien belohnte. So hatte sich der Feldmarschall Neithardt von Gneifenau 1816 Gut und Schloß Erdmannsdorf, im Anblick des Riesengebirges inmitten des Hirschberger Tales gelegen, gekauft und durch den Maler und Architekten Josef Raabe zu einem behaglichen Biedermeierhaus umgestalten lassen. Unter einem flach geneigten Schindeldach, mit einem Dachreitertürmchen versehen, träumte es in die Landschaft und war der Rahmen für das ebenso anspruchslöse wie durchgeistigte Leben des großen Feldherrn, der hier mit einer geliebten Familie Glück und Sorge teilte. Briefe und alte Bilder der ehemaligen Zimmer lassen die Persönlichkeit Gneifenaus in diesem reizenden Milieu noch heute lebendig werden. Er wurde jedoch nach seinem Tode im Jahre 1831 auf seiner ihm vom König als Dotation geschenkten Domäne bestattet. Nach dem Verkauf von Erdmannsdorf durch seine Erben 1831 an die Krone erfuhr das Schloß unter dem Einfluß Schinkels eine es völlig verändernde Gotisierung.

Gneifenau war der Generalstabschef Blüchers. Im Landkreis Breslau liegt der Blücher'sche Familienbesitz. Mit dem Titel eines »Fürsten von Wahlstatt« erhielt der Generalfeldmarschall Lebrecht von Blücher das Gut Wahlstatt und die Herrschaft Krieblowitz - heut

Blücher'sruh - als Dotation von Friedrich Wilhelm III. Das Schloß ist ein alter Renaissancebau, der als Eigentum des Breslauer Vinzenzklosters im 17. Jahrhundert umgebaut wurde. Das schlichte Viereck mit seinem von Arkaden umzogenen Hof wurde später stark verändert und erst in jüngster Zeit wieder in seine ursprüngliche Form gebracht. Als Blücher nach einem Leben des Kampfes, wobei die Namen Katzbach, Rheinübergang bei Caub, Paris, Ligny und Waterloo leuchtende Sterne des Ruhmes bedeuten, und dem Leben eines bescheidenen Landedelmannes 1819 unter den rauschenden Linden auf einer kleinen Anhöhe beigefügt war, plante Schlesien in einer echt romantischen Aufwallung des dankbaren Herzens eine germanische Steinsetzung mit einem riesigen Felsblock, der am Zobten gebrochen worden war. Aber der Transport stellte sich als unmöglich heraus, und so wurde inmitten eines Eichenhaines das heutige Mausoleum errichtet, in dessen Gestaltung sich Anregungen vom Theoderich-Grabmal in Ravenna mit dem Mausoleum der Plautier in Tivoli verbinden. Der lebenswahre Kopf des Marschalls unter der Kuppel ist ein Werk des Rauch-Schülers Berges. Durchschreitet man das Eingangstor, das in jüngster Zeit neu gestaltet wurde, und öffnet die eiserne Türe zum Grabraum, steht man vor dem Kupferfarg des toten Marschalls und liest die Schriftplatte: Dem Fürsten Blücher von Wahlstatt die Könige Friedrich Wilhelm III., Friedrich Wilhelm IV. und das Heer. VollenDET 1853«.

Noch ein anderer Feldherr aus der glorreichen Zeit der Befreiung vom Joch Napoleons ruht im Park einer ihm vom König geschenkten Herrschaft. In Klein Ols, einer ehemaligen Malteserkommende des Kreises Ohlau, befindet sich das Mausoleum des Generalfeldmarschalls Yorck von Wartenburg. Den eisernen Yorck nannte der Volksmund den Mann, der mit der Konvention von Tauroggen Weltgeschichte schrieb und dann unvergänglichen Ruhm durch den Übergang über



MAUSOLEUM KLEIN OLS
AUFN.: MARGOT LEINKAUF



RELIEF AM TAUENTZIEN-DENKMAL IN Breslau von Schadow · Schlesisches Museum der Bildenden Künste in Breslau

Die Elbe bei Wartenburg und den Tag von Möckern erwarb. Wieder rauschen uralte Eichen um den Ort, an dem sich Yorck eine Stätte intensiver Arbeit schuf, umrahmen einen prächtigen Barockbau österreichischer Prägung, mit dem der preußisch strenge Wohnflügel des Feldmarschalls eigenartig und den Wandel der Zeiten symbolisierend kontrastiert. Inmitten dieses schönen Besitzes mit dem großen wildgehegerten Park fand der Held die letzte Ruhe. Sein Denkmal, von der Meisterhand Christian Rauchs, ein Abguss des Standbildes am Opernhaus in Berlin, grüßt den Wanderer, der zu dem romantischen Mausoleum die Schritte lenkt. Hohe Fichten umdämmern den achteckigen Bau mit den Rundbogenfenstern und dem flachen Zeltdach über dem gotischen Fries sowie dem Kreuz. Der Entwurf stammt von Carl Ferdinand Langhans, dem Sohn des großen Schlesiens, und die Ausführung von dem tüchtigen Breslauer Baurat Julius Schultze.

Der eigenartige Zauber Schlesiens, den er auf seinen Generalstabsreisen kennengelernt hatte, zog Jahrzehnte später den großen Schlachtenlenker und späteren Generalfeldmarschall Helmuth von Moltke so an, daß er 1867 nach Beendigung des deutsch-österreichischen Einigungskrieges eine Dotation König Wilhelms benutzte, um das weit ins Eulengebirge hineinschauende Gut Kreisau zu erwerben. Hier lebte er nach den siegreichen Schlachten des Krieges 1870/71, hier starb er 1891. Ein Jahr nach Erwerb des Gutes starb seine Gemahlin. Ihr errichtete er ein schlichtes Mausoleum in Ziegelrohbau, dessen künstlerischer Wert wenig bedeutend ist. Hier fand auch er die letzte Ruhestätte und die Erinnerung an den großen, schweigsamen Soldaten, dessen tiefempfindendes Herz der Natur aufgeschlossen war, lebt in diesem von ihm geliebten Stück schlesischer Erde und ist der Genius loci dieses schönen Besitzes.

Die Grabstätte des anderen großen Heeresorganisations der deutschen Einigungskriege, des Generalfeldmarschalls und Kriegsministers Albrecht von Roon, befindet sich in der schönen Hügellandschaft an

der sächsisch-lausitzischen Grenze. Dort besaß Roon seit 1873 das Gut Krobnitz, hier wurde er nach kurzer Erkrankung, die in Berlin zum Tode führte, im Jahre 1879 in der Familiengruft beigesetzt. Die Gruft wurde aus großen Granitquadern 1877/1878 errichtet und zum Teil in die Felsen des »Friedenstaales« in der Art römischer Katakomben eingeprengt. Die Angaben hierzu gab der Feldmarschall selbst, doch errichtete sein Sohn erst 1893 eine Grabkapelle nach dem Plan des Regierungs-Baumeisters Walter, an deren Westwand sich ein Marmorrelief einer deutschen ritterlichen Idealgestalt mit den Zügen Roons von Bildhauer Beyrer jun., in München befindet. Über den dunklen Tannen, Föhren und Zypressen aber erklingt eine Glocke, gegossen aus dem Erz zweier eroberter französischer Geschütze, die ihm der König 1871 am Jahrestag der Schlacht von Sedan schenkte. War er doch die Hand, wie der König Weihnachten 1871 schrieb, »die die Waffen schärfte, mit geübtem Blick und unermüdlicher Ausdauer, mit der Preußens Heer siegte und unvergängliche Lorbeeren sich und dem Vaterlande erkämpfte.«

Und endlich befindet sich ganz in der Nähe von Breslau noch das Grab eines großen schlesischen Soldaten des Weltkrieges. In Pilsnitz liegt in einem lichten, weiten Park der kommandierende General von Woyrsch begraben. 1920 war er in Breslau gestorben, 73 Jahre alt, er, der als Fahnenjunkler bei Königgrätz, als Leutnant bei St. Privat und Paris gefochten hatte, und der 1914 im hohen Alter den Befehl über das schlesische Landwehrkorps übernahm. Die Namen Tarnowka und Weichselübergang bei Iwangozrod sind Ruhmesblätter treuester Pflichterfüllung, die 1917 mit dem Pour le mérite belohnt wurde.

Namen großer Soldaten sind so für immer mit Schlefien verbunden – heiliges Vermächtnis der Vergangenheit, dem die gewaltigen Taten dieses Krieges neuen Glanz verleihen! Es ist das ewige Deutschland, das aus diesen heiligen Stätten des Todes inmitten der schönen Fluren und im Angesicht der Berge Schlesiens spricht.



Erdmannsdorf im Rsgb.

Erdmannsdorf i. Rsgb.

GEMÄLDE VON AUGUST WILH. SCHIRMER
SCHLES. MUSEUM DER BILDENDEN KÜNSTE

GRAF VON DIEBITZSCH SABALKANSKI

Kaiserl. Russl. Feldmarschall.

Hans Karl Friedrich Anton von Diebitzsch wurde am 3. Mai 1785 als jüngster Sohn des Hans Eberhard von Diebitzsch und dessen Ehefrau Antoinette, geb. von Eckert, auf dem heimatlichen Gute Groß Leipe, Kreis Trebnitz in Schlesien, geboren. Er wurde 1797 in das Kadettenkorps zu Berlin eingereiht und infolge seines Fleißes und seiner Pflichttreue dort bald zum Unteroffizier und Portepee-Fähnrich befördert. Sein Vater war preußischer Offizier und hatte sich im Siebenjährigen Kriege, besonders bei Zorndorf, ausgezeichnet. Später nahm er aber, infolge persönlicher Verärgerung, den Abschied und trat mit seinem ältesten Sohne in russische Dienste über. Hier gewann er schnell die Gunst des Zaren Paul I., wurde russischer Generalmajor, Kommandeur des Malteserordens und dritter Vorsteher des I. Kadettenkorps. Er hatte den Wunsch, daß auch sein jüngster Sohn in russische Dienste trete. Deshalb schied dieser mit dem Charakter als Sekondeleutnant aus dem Kadettenkorps aus und wurde als Fähnrich in das Semenowische Garderegiment, einem besonders bevorzugten Truppenteil des russischen Heeres, eingestellt. Hier führte ihn seine Laufbahn in steiler Kurve zu den höchsten Stellungen. In der Schlacht bei Austerlitz 1806 empfing er die Feuertaufe; obwohl verwundet, hielt er bis zum Ende des Kampfes aus. Der damalige Zar Alexander I. belohnte sein tapferes Verhalten durch Verleihung eines Ehrendegens. Kaum genesen, zog er 1807 wieder ins Feld und focht bei Eylau und Friedland mit Auszeichnung. Zum Kapitän ernannt, erwarb er dort den russischen St.-Georgs-Orden und den preußischen Pour le mérite. Nach dem Kriege trieb er von 1808-1812 kriegsgeschichtliche Studien und wurde als 27jähriger, unter Ernennung zum Oberstleutnant, in den Generalstab des russischen Heeres versetzt und gleichzeitig dem Stabe des Generals Wittgenstein zugeteilt. Mit diesem zog er 1812 wiederum in den Krieg und erntete neuen Ruhm, indem auf seinen Rat hin die an den Ufern der Düna stehende französische Heeresmacht zum Rückzug nach Polock gezwungen wurde. Nach dem Zusammenbruch der französischen Armee erhielt sein Oberbefehlshaber Wittgenstein den Auftrag, das Korps Macdonald abzuschneiden, das sich nördlich der Linie Memel-Tilsit in den baltischen Provinzen befand. Zu diesem Heeresstiel gehörte das preußische Hilfskorps unter York. Dem taktischen Geschick und der Gewandtheit von Diebitzsch gelang es, daß sich Wittgenstein zwischen York und Macdonald schob. Dadurch wurde die Konvention von Tauroggen ermöglicht, die mit dem Vertrage in der Mühle von Pascherum endete.

Dies war der erste Schritt zu Preußens Befreiung.

Ausgezeichnet durch den russischen St.-Annen-Orden zog Diebitzsch mit dem Korps Wittgenstein in Berlin ein. Bald darauf kämpfte er am 2. Mai 1813 bei Lützen. Mitten auf dem Schlachtfeld traf er mit York zusammen, der sich mit der Absicht trug, hier den Tod zu suchen. Doch Diebitzsch verstand es, ihn davon abzuhalten. Voller Verzweiflung erklärte ihm York: »Sie waren es, der mich zu einem Schritt bewegte, welcher mir bis jetzt keinen Lohn gebracht hat, und Napoleon triumphiert dennoch«. Aus diesen Worten erkennen wir den großen Einfluß, den Diebitzsch auf die Verhandlungen bei Tauroggen gehabt hat.

Er wurde nunmehr zum Generalstabschef beim Korps Wittgenstein und kurz darauf zum Generalquartiermeister des I. russischen Armeekorps ernannt. Infolge seiner bei Tauroggen bewiesenen diplomatischen Geschicklichkeit sandte ihn der Zar Alexander I. nach Reichenbach in Schlesien, um das schwankende Österreich zu den Verbündeten herüberzuziehen. Diefem Vertrage folgte die Zusammenkunft in Trachenberg vom 9.-11. Juni 1813, in der die Operationspläne des Herbstfeldzuges entworfen wurden. Diebitzsch focht im Verbands der Schwarzenbergischen Armee bei Dresden, Kulm und Leipzig und wurde mit 28 Jahren, bevorzugt, zum Generalleutnant befördert, nachdem ihm Friedrich Wilhelm III. den Roten Adlerorden 1. Klasse verliehen hatte.

In unaufhaltbarem Siegeszuge überschritten die Verbündeten den Rhein und besetzten am 16. März 1814 Provéns. Schwarzenberg entschloß sich nach der Niederlage des Generals St. Pieft und der Einnahme von Reims zum Rückzug. Diebitzsch aber unterstützte Blüchers Plan, nach Paris zu marschieren, und gewann den russischen Kaiser für seine Absichten. Bereits am 31. März zog er mit den siegreichen Verbündeten in die französische Hauptstadt ein. Sowie aber der Friede geschlossen war, kehrte er in seine frühere Garnison Warschau zurück und vermählte sich am 31. März 1815 mit Jenny von Tornau, der Tochter eines in Riga lebenden Etatsrats. Doch bald mußte er sein neues Heim verlassen, denn der Zar Alexander rief ihn, nach der Rückkehr Napoleons aus Elba, nach Wien und ernannte ihn zum Stabschef des I. Korps. Noch im gleichen Jahre wurde er Flügeladjutant und Chef des Großen russischen Generalstabes. In dieser Stellung deckte er eine Militärverschwörung gegen den Zaren auf, der unmittelbar darauf, am 18. Dezember 1825, starb. Sein Nachfolger, Nikolaus I., dankte dem umsichtigen General in einem Handschreiben für seine Treue mit den Worten: »Sie allein handelten, empfangen Sie hiermit durch mich, im Namen des ganzen Vaterlandes, die vollständigste Erkenntlichkeit. Ich bleibe stets Ihr wohlgewogener Nikolaus«. Das Vertrauen des neuen Herrschers berief ihn bald auf weitere wichtige Posten. Im Frühjahr 1825 wurde er nach Tiflis in Persien entsandt, um Zwistigkeiten der dort kämpfenden russischen Generale Paskevic und Ermelov zu schlichten. Ein Jahr später brach der russisch-türkische Krieg aus. Oberbefehlshaber der russischen Streitkräfte war Wittgenstein, maßgebend für den Gang ihrer Operationen aber Diebitzsch. Leider hatte er hierbei keine glückliche Hand. Der Plan seines Oberbefehlshabers, Varna zu nehmen, wurde nicht ausgeführt, sondern sein eigener Vorschlag, auf Schumla vorzugehen. Doch hatten die Russen keinen Erfolg. Deshalb wandte sich Wittgenstein nun doch nach Varna, das am 11. Oktober 1828 erobert wurde. Darauf zog sich die russische Armee hinter die Donau zurück; Jassy wurde ihr Hauptquartier. Diebitzsch, inzwischen in den Grafenstand erhoben, machte sich besonders um die Winterverpflegung verdient und arbeitete die Pläne für den weiteren Feldzug aus. Im Frühjahr 1829 folgte er Wittgenstein als Oberbefehlshaber. Die Feindseligkeiten begannen im April aufs neue. Am 13. Juni wurde Silistria genommen und darauf der Balkan überschritten, um auf Adrianopel vorzustoßen. Nach einer Reihe siegreicher Gefechte rückten die

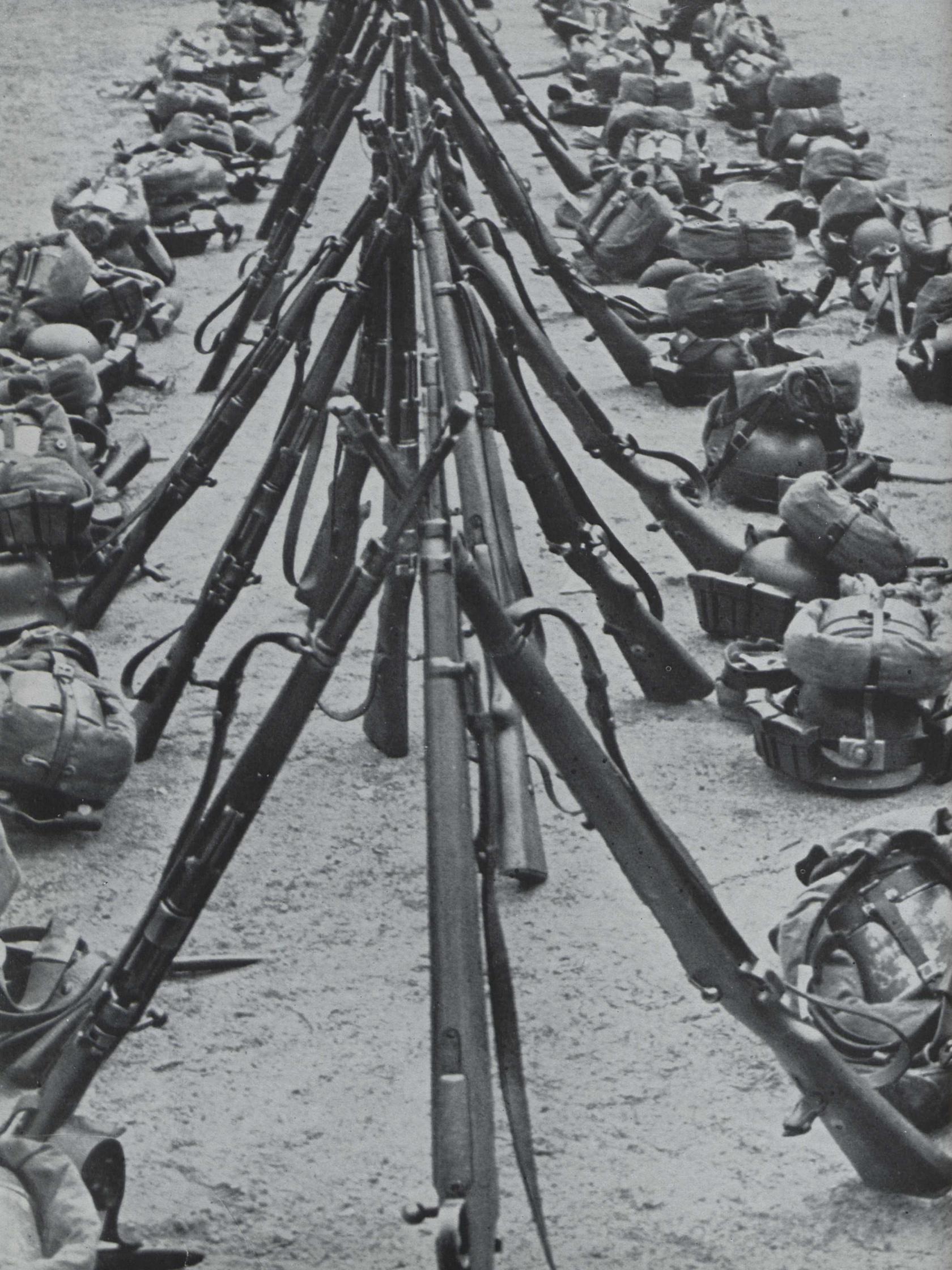
Russen am 31. Juli in Aidos ein. Am 20. August fiel Adrianopel. Nikolaus I. belohnte ihn für diesen kühnen Feldzug durch die Verleihung des Beinamens Sabalkanski (Übersteigen des Balkans). Außerdem erhielt das Zernikowsche Infanterieregiment den Namen »Infanterieregiment Graf Diebitsch Sabalkanski«. Die Beendigung des Krieges brachte Diebitsch die Beförderung zum Generalfeldmarschall.

Im folgenden Jahre - 1830 - finden wir ihn in Berlin, in diplomatischen Verhandlungen tätig, im November aber rief ihn die in Warschau ausgebrochene polnische Revolution nach Rußland zurück. Als Oberbefehlshaber überschritt er mit seiner Armee am 18. Februar 1831 die Grenze. Bald darauf kam es zu den ersten Gefechten, die aber sämtlich zum Nachteil für die Russen ausfielen. Die glänzende Laufbahn des Feldmarschalls hatte schon lange die Eiferfucht der meisten russischen Generale und der Hofgesellschaft erregt, doch das Wohlwollen des Zaren und seine früheren Erfolge hatten seine Neider bisher stets im Schach gehalten. Jetzt aber, bei seinem Mißgeschick, traten sie um so heftiger und ungestümmer hervor. Ja, seine Unterführer wandten sich offen gegen ihn. Deshalb wurde die Enthebung von seinem Posten ins Auge gefaßt, diese bittere

Stunde indessen erlebte er nicht mehr. Am 9. Juni 1831 starb er an der Cholera, die im gleichen Jahre auch seinen früheren Waffengefährten, General von Clauserwitz, auf schlesischem Heimatboden dahinraffte.

Generalfeldmarschall Graf Diebitsch-Sabalkanski war ein echter schlesischer Edelmann: schlicht und einfach in seinem Auftreten, treu und ritterlich in seiner Gesinnung, vorbildlich in seinen Leistungen als Soldat und Diplomat, der mit ungewöhnlicher Geschicklichkeit, reich an Kenntnissen, mit unbezähmbarem Ehrgeiz und Tatendrang, stets seinen Willen durchzusetzen wußte. In der von Ränken aller Art erfüllten Atmosphäre des russischen Hofes hat er es stets verstanden, sich das Vertrauen des Zaren Alexander I. und später Nikolaus I. zu erhalten, denen er mit außergewöhnlichem Glück hervorragende Dienste geleistet hat. Doch auch ihm waren am Ende seines Lebens Leid und Enttäuschungen nicht erspart geblieben. Zweifellos gehört er zu den bedeutendsten Generalen der Russen, die aber seine Verdienste nur widerstrebend anerkannten. Deshalb bewahrten sie ihm, dem Ausländer, kein dankbares Andenken und überlieferten auch keinertei Aufzeichnungen über das Leben und Wirken dieses hochverdienten Mannes der Nachwelt.





SCHLESIERKÄMERA DEN

V O N E R N S T S C H E N K E

Als ich vor etwa dreißig Jahren in den großen Krieg ging, jung und erlebnishungrig, da waren meine Feldkameraden nur zum geringen Teil Schlesier. Die meisten stammten aus Bayern, Sachsen, Schleswig-Holstein, Berlin oder dem Rheinlande. Wir vertrugen uns gut miteinander, sie mit mir und ich mit ihnen. Aber manchmal, bei gewissen Anlässen, merkte ich doch, daß ich ein »Ufing« war. Das Blut sprach seine Sprache, und es ist halt nicht anders, wir Schlesier haben unser »eignes Geblüt«, auf das wir uns freilich nichts Besonderes einzubilden brauchen, das uns in den Augen der anderen aber manchmal etwas sonderbar erscheinen läßt. Sie wundern sich über uns und schütteln den Kopf, über den merkwürdigen »Ufing«.

Im »neuen Kriege«, der mich vom ersten Tage an in seinen Wirbel hineinzog, fiel ich ganz unter die Schlesier. Der Hauptmann, der Spieß, die Unteroffiziere, die Kameraden, alle stammten sie aus der Schlesing. Schlesisch klangen die Kommandos, schlesisch waren die Anschauzer, schlesisch die Kraftworte und, - die Feldküche.

Das Wörtlein »ock« schwirrte nur so herum. »Moch ock, kumm ock, sieh ock, hull ock!« und beim Namensaufruf war es wie ehemals in der Schule: Kleinert, Klar, Glinschert, Scholz, Schulz, Bittner, Kloß, Krause, Mal, Klenner, Klinner, Klemmer, Beier, Berger, Fichte, Neblich, Hampel, lauter vertraute Schlesiernamen. Paul, Gustav, Karle, Heinrich, Maxe, Friße, rief es überall, und aus dem Oberschlesischen kamen die Longins, Hyronimuffe und Anteks dazu.

So rückten wir ins Feld, alte Weltkriegsteilnehmer und blutjunge »Dachse«, aber wie gesagt, lauter Schlesier. Wir sangen die Soldatenlieder, die wir alle singen im deutschen Vaterlande.. Aber es klang halt so vertraut bei uns, so schön schlesisch.

Leicht und mühelos war die Verständigung hin und her, ob es sich um die »Knarre« handelte, um die »Karete«, ums »Strohgeniste«, um die »Schmiere«, das »Fettnappla«, die »Streichhölzla«, die »Blutwurfcht«. Es brauchte keiner angestrengt die Ohren zu spitzen. Rufe und Gegenrufe wurden auf weiteste Entfernung hin blitzschnell begriffen.

Immer gab es bei uns das, was man den Humor nennt. Selbst in der »kittlichsten« Lage war er unser Begleiter. Wenn zum Beispiel die Feldküche nicht nachkonnte und der Magen ganz abscheulich knurrte, dann trösteten wir uns mit dem einfachen Zuruf: »Brumm ock nich, Heinrich, Kolle oder Maxe, is werd schunt warn!« oder es nahm einer seine Zuflucht zu dem alten vollbärtigen Reim: »Ock nich brumma, die werd schunt kumma!« Und sie kam auch, nach Tagen zwar manchmal erst, - aber wenn sie dann da war, und Willi, der Küchenchef, in seinem Breslauerisch hastig berichtete:

»Da haben wir mußten also lange vor einer kaputten Brücke warten und haben nich konnten weiterfahren, es war direkt feezig, aber jetzt gibbt Nudeln«, - ja, da lachte alles, und da haben wir dann

auch jedesmal »durften« anständig futtern, denn sie kochten gut, unsere Köche, und wie gesagt, schlesisch.

Ging etwas schief, oder gab es sonst eine Schwierigkeit, die uns ärgerte, da hieß es nur »verknuchte Zucht« und schon war die Sache ausgestanden. Nur die Oberschlesischen schickten noch ein paar »Pierunna« hinterher.

Wir Schlesier philosophieren gern. Und wir können es auch nicht lassen, wenn wir im Kriegsrock stecken und ringsherum die Kanonen donnern. Über Himmel und Hölle haben wir »tischkertert«, wenn wir so dicht beieinander hockten auf unseren Wagen, oder abends in einem polnischen Schlosse uns im Stroh »rumsteltten«. Tiefinnige Reden führten wir da über Gott und Welt, und Tod und Leben, und die Fliegen summten uns um die Nase, oder die schweren Geschütze krachten in unsere Auslegungen und Deutungen hinein. Es störte uns nicht. Es war ja alles so gemütlich, und wir stimmten so schön miteinander. Wir »harmenierten« so gut. Davon machte auch der korrekte, schneidige Unteroffizier keine Ausnahme, der es mit dem alten Frißen hielt und uns immer so schön mit »Er« anredete. Hat Er, will Er, braucht Er. Dieser Unteroffizier war noch in anderer Hinsicht ein bemerkenswerter Kamerad. Er war nämlich lange Jahre an der Wasserkante gewesen und hatte sich dort das spitze »st« so angewöhnt, daß er es gar nicht mehr lassen konnte. Er war noch etwas wasserkantischer geworden als die Wasserkantischen und sagte zum Beispiel zur Schnitte regelmäßig »Snitte«. Es war zu hübsch, wenn er sich eine »Snitte« schmierte, und dabei war er doch ein so grundechter, unverkennbarer Schlesier.

Gern und ausgiebig dachten wir an die Heimat. Seitenlange Briefe wurden geschrieben, und wenn wir von der »Muttel« schwärmten, von den Kindern, von Dorf und Beruf, vom ganzen Innigen »Derheeme«, - das war eben schlesisch. Aber lachen muß ich noch, wenn ich an eine Urlaubsfahrt denke. Wir kamen in Breslau an, und Fichte Ewald, der dort wohnt, sah schweigend aus dem Fenster und rief plötzlich aus tiefstem Herzen Grunde: Heimat, - oh Lergel Rauh war das freilich, aber echt. Wie hätte der gute Ewald seine Freude auch anders ausdrücken sollen.

So trug alles den schlesischen Stempel bei uns, - der harte Einsatz, der fröhliche Kompanieabend, der graue, zermürbende Alltag, und wir waren, genau befehen, immer daheim.

Es soll mit alledem nicht gesagt sein, daß wir Schlesier etwas Besonderes sind, und uns etwa gegen alles Anderstämmige verriegeln und verschließen. Wir sind auch bei den anderen gern gesehen, das wissen wir. Aber gerade im polnischen Kriege war es so schön, in einer Kameradschaftlichkeit aufgehen zu können, die ganz dem eigenen Blute entsprach und in der jeder zutiefst wußte, um was es ging. Denn es war ja die nahegelegene schlesische Grenze, unsere Heimatgrenze, die wir zu verteidigen und zu sichern hatten, damit sie unverloren blieb dem weiten, großen Vaterlande, das Deutschland heißt.

Stürme

V O N M A R T I N S V O B O D A

... wurde das Ritterkreuz zum Eisernen Kreuz an folgende Heeresangehörige verliehen: Oberleutnant Freiherr v. K., Kompaniechef in einem Infanterieregiment.

Oberlt. v. K. stürmte unter allerschwierigsten Umständen und im heftigsten feindlichen Artilleriefeuer die Fortanlage »Knop« und schuf so die entscheidende Voraussetzung für das Gelingen des Durchbruches seiner Division durch die Maginot-Linie.

Frankreich, . . . Juni 1940.

Angriff wieder abgeblasen. Sollen abgelöst werden. Ist ja auch Zeit. Monate im Westwall, Vorfeld. Dann Erlösung, Aufbruch - und Verfickern des aufgeblühten Blutes in dumpfem Warten. Fast eine Woche liegen wir hier im Wald. Zielscheibe für die französische Artillerie. Jetzt antwortet unsere dann und wann. Sie will sich wohl nicht verraten.

Täglich Verluste. Ob K. durchkommt? Sah böse aus. Hinten, wo sich alles für den Angriff massierte, soll es schlimmer sein.

Ähneln einer Horde Pennebrüder. Dreckig, stopplig, hohlwangig. Eine Nähnadel im ganzen MG.-Zuge.

Frau schreibt fast täglich. Schickte ein Bild von sich. Sah es lange an. Zu Haus! Mein Gott, wie weit das liegt!

. . . Juni 1940.

Französische Artillerie schießt nun auch tagsüber. Vor allem die verfluchte Pam=Pam, die Schnellfeuerkanone. Achtzig Abschüsse zählten wir gestern bei einem Feuerüberfall. Als ob einer auf eine leere Gießkanne haut, hört sich's an, hohl, metallern.

Sind vorgeschobener Keil. Das merken wir. Von drei Seiten decken sie uns ein, sogar von rechts hinten. Wie mag bloß die Front verlaufen?

Gerüchte wuchern geil. Paris soll gefallen sein. Italien erklärte den Krieg.

Das verbotene 17+4 wird hoch und ausdauernd gepflegt.

Achtel Bier kam vor.

Weiter jede Nacht in die Erdlöcher gepreßt und gelauert, wo es einschlägt und prasselt.

Werden immer tierähnlicher. Alles fällt: Benimm, Stand, Maske. Der nackte Kern tritt ans Licht.

Witze werden süde oder bitter.

. . . Juni 40.

Die Sintflut!

. . . Juni 40.

Wetter schwül und heiß wie vor der großen Sintflut. Angriff soll doch steigen. Jetzt, wo Munition erloft, wir lehmverschmiert und ausgelaugt umherdösen? Prost Mahlzeit!

Die Sintflut! Es goß aus Eimern. Wir erloffen in den Löchern, was die französische Artillerie mußte. Sie deckte uns ein. Die Nacht! Grau, durchweicht, verbissen-elend krochen wir umher.

Und nun Angriff!

Laufen tagsüber barfuß, hemdärmelig herum. Stahlhelm griffnahe. Der Splitter wegen. Einer soll immer am MG. sitzen. Der Franzmann kommt doch nicht. Er bleibt schön in seinen Bunkern vorm Walde. Ein Zivilist würde denken: Hübsches Manöverbild! Wir sind aber vorderste Linie.

Verpflegung weiter prima. Bier und Schnaps kam.

Die vom LMG. streiten wieder. Wegen nichts. Stimmung flau. Aller Mumm aus den Knochen. Manche sprechen kaum noch. Gestern im E.-Wald bei unserer Sicherung Volltreffer. Lt. K. kam zu uns und faß lange wortlos. Emil bekam ihn wieder zusammen. Überhaupt Emil, unser Zugführer! Behäbig, dick, unerschütterlich. Er legt die Karten nicht gleich aus der Hand, auch nicht, wenn die Pam=Pam schießt, und sieht sich allein auf weiter Flur. Alles andere, Partner, Kiebitze verkrümmeln sich in volle Deckung. Und kriegt keins in sein breites Kreuz und grinzt nur.

Neueste Parole: Aktive sollen uns ablösen und stürmen. Wir schlesischen Reservisten nur zum Hinhalten gut!

Frankreich, . . . Juni 1940.

Morgen Angriff! Er steigt doch. Na, soll er. Uns egal.

Artilleriebeobachter tauchen wieder auf und richten sich ein. Viel Bewegung. Zu viel. Franzmann scheint mehr als dämlich.

Gestern klirrten Eisenträger bei ihm. Baut wohl noch feine Feldstellungen aus.

Drei Stukabomben zu tausend Kilo wurden uns bewilligt. Zwei Stunden Trommelfeuer auf die französische Artillerie, eine halbe Stunde auf Knop. Soll anständiges Werk sein. Vier Bunker, Panzerkuppeln, die ganze Höhe voll Feldstellungen und Draht. Muß zuerst gestürmt werden, da weitbeherrschend und rechts und links kein Durchkommen, ehe Knop fiel.

Werden dieselben Pioniere mitmachen, mit denen wir vor Tagen eine Stoßtruppszusammenkunft hatten? Waren ordentliche Kerle dabei.

Mein MG. gehört zum ersten Stoßtrupp.

Morgen zehn Tage hier. Zehn Tage Sihnichtwehrenkönnens, zehn Nächte ohne Schlaf. Wusch gestern Kragenbinde aus, Warum? Waldtümpel alle verfault. Finden kaum noch Trinkwasser. Letzte Nacht hier. Wird T. wieder die ganze Nacht herumlaufen und feuerarme Räume suchen?

Knop, Abend . . . Juni 1940.

Haben's geschafft!

Wir sind oben! Sitze wie in Logs. Weiter Blick aufs Land. Nachbarregiment rechts stürmt noch immer. Zum vierten oder fünften Male. Arme Kerle! Können nichts tun. Nur sichern, daß der Franzmann

nicht in den E.-Wald dringt und uns abschneidet. Sachte! Sachte! Blut ist noch wie toll, wie befoffen.

Franzosen legen ab und zu ein paar Lagen auf Knop. Nicht viel. Haben die Nase voll.

Der Reihe nach!

Früh vier, Wecken. Wetter trocken, diesig. Stoßtruppe sammeln bei Kompaniegefechtsstand. Unfern Abschnitt übernimmt anderes Bataillon.

Stimmen gedämpft, eckig.

Flasche macht die Runde. Schokolade wird verteilt. Haufenweise polnische Zigaretten. Und Watte für die Ohren, wenn die Stukabomben aufkrachen.

Der Oberleutnant und Emil grinsen sich an. Wie immer.

Oberleutnant: Na, Emil! Emil: Herr Oberleutnant!

Das heißt für die zwei, voll höchster Anerkennung: Na, alter Halunke, wie geht's!

Es gibt Feuer, aber weit nach hinten.

Abmarsch. Waldwege schmierig. Ohne Knüppeldamm versinken bis zum Stiefelschaft. Fluchen und schwitzen bitterlich. Schleppen wie Pachel. Jeder an 70 bis 100 Pfund außer Ausrüstung.

Wann wird der Franzmann loslegen? Merkt er nichts? Wir lauern gespannt.

Vorbereitet ist alles gut. Rechts und links im Wald gut verteilt: Stapel von Brückenholz, Bündel mit Knüppeln, Munition, Geschütze, bespannte Fahrzeuge, Schlauchboote. Der Nachbar braucht sie.

Emil läßt halten: Wir werden uns ein bisschen verteilen und so ein bisschen schnell machen. . . Er grinst uns an.

Z E I C H N U N G : E R H A R D E R D M A N N (P K)





An der Feldkanone für Nahbeschuß vorbei über Wiese, Straße in den E.-Wald. Der Wald ist die Spitze des Kells. Dem Knop am nächsten.

Ein paar Bäume der Straße zerfegt. Erde auf Straße wie mit weitem Wurf. Granattrichter im Gras.

Gelände sehr wellig und von links einzusehen. Wir haften los. Die gepresste Spannung weicht höchster Bereitschaft. Alles versinkt: Das Graue, die Dumpfheit der letzten Tage.

Der Körper federt innen wie außen. Augen blank, Ohren scharf. Im Wald aufatmen. Wenn der Franzmann hier nichts merkt! Wir verschmaufen. Von links noch immer einzusehen.

Und schon pfeift und jault es heran. Genau auf uns. Jeder liegt. Das Chaos braust in der Brust: Fluch, Demut, dümmste Gedanken. Schiebe Stahlhelm weit ins Genick. Presse Gesicht an Erde, immer fester. Ziehe hastig zwei Munikhästen an Gesichtseiten. In den hohen, dicken Bäumen gellt und klatcht es. Im nahen Tümpel hocht und zischt's. Pause. Aufatmen. Wieder das Chaos.

Pause. Auf und weg.

Ein Wunder. Alles gesund.

Nähern uns einer Gruppe. Die andern vom Stoßtrupp. An freier Stelle leuchtend rotes Fahnentuch auf Waldboden. Das Fliegertuch. Wir verteilen uns. Kaum einer spricht. Unfäglich gespannte Gesichter. Weite Augen. Eine wilde, dreckige Horde, denke ich.

Sehe zurück. Das Tuch leuchtet unglaublich tiefrot in der Frühsonne. Die vorbereiteten tiefen Löcher voll Wasser. Von der Sintflut. Neue Schanzen. Wir Schanzen wie nie. Schon pfeift's heran. Wir Schanzen ums Leben.

Bereitstellung ist erkannt.

M. und ich liegen wie Olfardinen im Loch. Zwei Spaten tief sind wir nur gekommen. Im Baumgewirr schlagen die Frühzündler auf und schmettern die Granaten zu Stahlchirmen nach unten.

Einige Lagen seitwärts. Aufatmen. Aus Urteilen steigen wir auf. Wo nichts war, als das Warten auf den Tod. Sonderbare Gedanken schießen unkontrolliert auf. Auch komische, dumme. Zum Beispiel: Unsere Frauen sollten uns jetzt sehen. Dann wieder: Jeder ringt mit sich und weiß sich entsetzlich allein.

Dann wieder grinsen und denken, wie sie nun alle hier liegen und in die Erde kriechen möchten, wie Maulwürfe.

Wo bleibt unser Trommelfeuer? Noch nicht 7.30?

Krachen, Bersten, Splitterjaulen. Hier kommt keiner raus! Erfasse ein fernes und weit sich hinziehendes Blubbblubb=Blubb=Blubb=blubbblubb - Ach so - klar, unser Trommelfeuer!

Nie war ich enttäuschter.

Ich stelle mir die Stahlbögen über uns vor. Zahllos müssen sie sein. Und furchtbar. Die Vergeltung! Ich lausche tief befriedigt. Wieder Chaos. Lange. Aufatmen. Und - unwirkliche Stille!

Auch unsere nahen Geschütze schweigen.

Ich knie mich: Feldweibel S.! Nichts. Feldweibel S.! Emil! Emil! Hinter einem gefällten Baume erhebt sich Emils behäbig bullige Figur. Geht's los? Nein, nein, noch Zeit.

Wir grinsen uns an und nicken mit dem Kopf: Toller Zauber!

Zehn Minuten Pause, um die französische Artillerie zu locken.

Ich laufe zum Waldrand. Vom Knop nichts zu sehen. Alles Rauch und Qualm.

Die französische Artillerie ließ sich locken. Was noch geschwiegen, schoß nun. Ich springe zum Loch und murmle: Lerge! Lerge!

Trommelfeuer von beiden Seiten.

Vom zweiten MG. Gewehrführer verwundet. T. und St. springen hin, verbinden. Zurück ins Loch. Volltreffer bei den Pionierführern. Stoßtruppführer vom zweiten Stoßtrupp schwer verwundet. Schützen, Pioniere verwundet - Sanitäter!

Zwei Stunden Hölle.

Stumpf liege ich im Loch. Das Feuer rast. Die Watte werfe ich weg. Sie vergräbt einem.

In dieser Hölle eine Trillerpfeife. Quatsch! Unmöglich! Nerven! Wieder! Mein Name wird voll Wut gerufen.

Ich knie mich auf. Starre ungläubig um mich. Wieder!

Mein Schütze zwei erhebt sich: Du, sieh mal, was das ist!

Der Sturm! Der Sturm!

Weiß nicht, was mir geschieht.

Mich durchzieht hellere Ruhe, es klingt und singt in mir. Ich höre keine Granaten pfeifen, Splitterlärren - eine unbändige Freude quillt hoch. Zag, stärker, stärker.

Los, Jungens - es geht los - kommt - vergeßt nichts - habt ihr alles - hast du den dritten Lauf - los, Emil ist schon draußen! - Pistole aus Tasche und ins Koppel - Handgranate da? Zwei Kästen geschnappt - vorher Ärmel hoch - ab.

Am Waldrand ruft einer: Beellt euch - Emil ist schon wütend! Soll er sagen, daß 's beim Trillern losgeht - kommen schon noch zurecht! F. und fein MG. liegen dort, Seitensicherung.

Wir setzen uns in Trab. Draußen der Knop. Flamme, Qualm, Bersten. Durchs hohe, dürre Gras. Emil sehe ich schon am halben Hange. Sonst niemanden. Das Land sonnig, leer.

Wir keuchen. Es heult und birft. Infernalisches Krachen. Es zirpt und schwirrt böse um uns. Wir kriechen.

Weit vor mir am Hügelrand steigen langsam Gestalten auf. Silhouetten! Franzosen? Gegenstoß? Ich zögere. Feuern? Stahlhelme! Unser Stoßtrupp! Er ging durch Mulde und steigt nun auf Knop von rückwärts. Langsam. Noch Zeit. Knop noch unter tollem Feuer. Französisches MG. stockert.

Wir bauen MG. zusammen. Gras weg. Schußfeld. Wo liegt der Hund? Es zirpt und singt um uns. Eigentlich schöne Töne. Von wo? Von rechts, vorn, vom Knop?

Irre suche ich. Wische Schweiß und Dreck vom Feldglas.

Drüben in der Feldstellung, am Busch! 150 Schuß - raus der Segen! Noch mal? Klar! Herrlich schmettert unsere Spritze.

Das französische MG. ist ruhig. Erledigt? Zufall?

Eigene Artillerie feuert noch. Müllen unheimliche Brocken fein. Splitter winkeln durch die Gegend. Denke töricht: Eigene Artillerie - tut dir ja nichts. Blödi! Kopf runter.

Um den Knop wallen weiße Wolken. Nebelkerzen. Unsere Pioniere! Leuchtkugeln gehen hoch: Hier sind wir! Lahm der Bogen. Naß von der Sintflut. Eigene Artillerie donnert weiter.

Endlich! Schweigen.

Jetzt aufpassen! Suchen wie verrückt die Hänge, Stellungen, Mulden ab. Jetzt müssen sie doch raus aus den Löchern. Kein Franzmann zu sehen. Nichts.

Rufe pflanzen sich fort: SMG.! SMG.!

Aha, sitzen oben fest.

Pistole raus, Handgranate festgesteckt - ein Kasten in die Hand. Wir rennen rauf. Hören noch den erbärmlich fluchenden Schützen drei: Er soll alles nachschleppen.

Emil! Emil!

Stolpern fast über im Gras liegende Schützen. Sie zeigen nach oben. Erstes Drahthindernis. Verflucht, noch ganz. Schmale Gasse.

Links, vor der großen Bunkercharte drängeln sich die Pakleute hinter ihrer Kanone und pfeffern auf die Scharte. Donnerwetter! Sind höchstens 40 Meter weg.

Zweites Drahthindernis. Kriechen durch.

Es zwitschert heftig um uns.

Hier liegen sie fest. Ein paar Pioniere, Schützen, Emil und der Oberleutnant. Emil steht und zeigt aufgeregt, und gespannt zu blitzschneller Bewegung, aufs Werk: Rechts vom Bunker - die Stellung! Eine Art Wall ist's. Links springt der Bunker weit nach vorn. Eine Scharte zeigt auf uns. Erledigt?

Das MG. wird neben mich geworfen.

Eine Eierhandgranate torkelt auf uns zu. Schrei. Alles liegt: Wir stehen auf, knien, dann liegt man wieder, wenn's zu nahe zirpte.

Das MG. streicht den Wall ab.

Paule. Wieder.

Na, H., da schneiden wir mal den Draht durch. Ich sehe zurück. Der Oberleutnant steht ruhig dort, fast elegant - wie im Manöver - und wiederholt gemächlich: Nehmen Sie sich von G, die Schere! Emil, Vorsicht! - ruft er. Emil möchte am liebsten auf den Wall rauf. Er schießt mit der Pistole, wirft eine Handgranate. Deckung!

Der Draht wird zerschnitten. Ich muß fast lachen. Es ist urgemütlich und fröhlich geworden.

Links hinterm Bunker steigen Hurra auf, Gestalten springen aufs Werk. Wir erheben uns, schreien Hurra. Der zweite Stoßtrupp ist's. Wir laufen wild vor. Springen über tiefe, sehr gute Gräben, Granatrichter, Trümmer. Ins Werk hinein.

Meine Erregung macht mich fast taub. Ich merke, wie die Nerven übermäßig gespannt sind. Wie durch eine Glaswand sehe ich alles um mich. Schreie: Vorsicht, Sie schießen noch! Ein Teil des Werkes ergibt sich nicht!

Über einen Graben in einen Trichter. Zwanzig Meter davor ein schmaler Bunker. Es prasselt und furtt heraus. Links erhöht, im toten Winkel stehen sie und laufen erregt herum. Schüsse, Handgranaten.

SMG.!

Hoch das MG. Der Richtschütze klebt an der Zieleinrichtung. Richtet wie irre. Ein Splittern. Aus dem Augenwinkel sehe ich das blutüberriefelte Gesicht meines Richtschützen sich nach hinten weg drehen. Der Schütze zwei sagt: Mich hat's auch erwischt. Ich liege am MG. Wie kam ich dahin? Quatsch! Muß geh'n. Raus der Kopf. Nanu - Zieleinrichtung weg - Ich richte über Kimme und Korn. Runter Kopf, Abzug. Hemmung!

Es zirpt und singt böse über unfrem Trichter. Sie wollen uns nicht hochkommen lassen.

Hand hoch, Deckel auf, abtasten, durchladen. Raus der Kopf und nachrichten. Abzug. Wieder Hemmung!

Schütze zwei ist weg. Emil!

Emil kriecht aus seinem Trichter heran. Wir ziehen das MG. herunter. Eine Patrone liegt schräg vorm Lauf.

Etwas rechts steht eine kleine Hütte. Wozu? Ein LMG. wirft sich hin. Ruf: Flammenwerfer!

Links schreitet langsam ein Mann aus dem aufgeregten Haufen vorwärts. Kanister auf Rücken, Schlauch in der Hand. Ein Flammenstrahl brauft gegen den Bunker. Ein zweiter.

Rufe: Weiße Fahne! Sie ergeben sich! Hurra! Hurra! Franzosen kommen heraus. Der Haufe drängt zur Bunkertür. Da prasselt es weiter. Die Vordercharte schießt weiter.

Flüche, Schreie. Alles springt auseinander. Der Flammenstrahl jagt vor. Eine Gestalt sinkt zusammen. Einer hebt schnell den Karabiner, zieht durch.

Wieder Stöße des Flammenwerfers gegen den Bunker. Zwei springen zurück. Flüche! Sie bekamen Spritzer ins Gesicht. Ein Glück, nur Bräue zifchte heraus. Der Werfer zündete nicht. Wieder ein Flüssigkeitsstrahl.

Achtung! Sprengladung! Ein Pionier steht plötzlich auf dem schmalen Bunker mit viereckigem Kasten in der Hand. Er hantiert herum, bückt sich und wirkt mit gemessenem, ruhigem Schwung die Ladung in die Scharte. Deckung! Er springt davon.

Ein furchtbarer Krach. Aus. Rauch. Trümmer.

Ist mein Richtschütze tot? Rollte er in den tiefen Graben neben dem Trichter? Nein. Leer.

Ich laufe zurück. Er hockt in einem Trichter. Ich stürze lachend vor Freude zu ihm. Streiche ihn wie ein Kind, frage, frage.

Er zeigt aufs Gesicht. Zähne fehlen. Blut kommt aus dem Mund. Das Kinn zerschnitten. Schuß? Nein! Die Zieleinrichtung flog ihm ins Gesicht und schlug ihn dösig. Die Freude übermannt uns. Ich schicke ihn nach hinten.

Der Knop ist unser! Der Knop ist genommen!

Alles läuft irr umher. Die aufgepeitschten Nerven wollen nicht zur Ruhe kommen. Gefangene Franzosen, wenige, stolpern über die Trümmer. -

Wo waren die Stukas? Sie kamen nicht. Zu diefig. Den Pionieren verlagten die gestreckten Ladungen für die Drahthindernisse. Feucht geworden bei der Sintflut. Geschütze zum Schartenbeschuß fielen aus.

Und trotzdem sitzen wir auf dem Knop!

Und bleiben!

Die Geige

V O N S T E F A N S T U R M

Da marschierte durch den polnischen Sand schon lange ein schlesisches Bataillon. Die da marschierten, waren nicht mehr die jüngsten - kahle Köpfe hier und da, graue Schläfen - und dieser und jener von ihnen war schon, ein Vierteljahrhundert zuvor, zu dem großen Weltringen mit ausgezogen.

Aber diemal waren sie nicht mehr jung, wie damals, und nun marschierten sie doch wieder. Den einen hatte man vom Felde geholt, den andern aus der Werkstatt, den dritten hinter dem Ladentisch hervor; von Weib und Kind waren sie weggegangen und hatten den Soldatenrock angezogen. Und nun marschierten sie also.

Was sie alles hatten zurücklassen müssen - wurde ihnen das bewußt? Spürten sie es, daß sie jeder einen Schritt aus sich hinaus gemacht hatten, aus ihrem eigenen Leben gänzlich fort - daß es nun weit hinter ihnen lag und unerreichbar . . . ?

Nein, sie spürten es wohl noch nicht, denn sie marschierten und marschierten, da gab es keine Gedanken, wenn man immer nur unter der heißen Spätsommer Sonne und durch den polnischen Sand marschiert, und abends kam der Schlaf so tief und traumlos über sie wie noch nie in ihrem Leben.

Zwischendurch knallte es, zwischendurch gab es einen toten Kameraden zu begraben; zwischendurch standen brennende Dörfer wie lodernde Fackeln am Horizont oder der Verwesungshauch des Todes trieb seine Schwaden über ihren Weg - aber das alles ging jedesmal vorüber, und danach hieß es immer wieder nur marschieren.

Aber nachts - in diesen sternhellen Frühseptembernächten - wenn der Mann auf Posten steht und die Erde schweigt und das fremde Land ihn stumm umgibt - wenn nur seine einsamen Schritte da sind und nur sein waches Herz und seine lauschende Seele - geschieht dann nicht jedem dieser Männer auf seltsame Weise das gleiche? Steigt da nicht tief von innen her eine Sehnsucht herauf, eine geheime, dunkle Sehnsucht, die übertags beim Marschieren nicht hatte wach werden können . . . ? Geschieht es dann nicht jedesmal, daß der Mann auf Posten plötzlich das fremde nächtliche Land abzuspähen beginnt mit brennenden Augen und hungrig hineinlauscht in die fremde Stille, immer hungriger und immer sehnsüchtiger - - nicht nach einem Feind, nein, nicht nach dem. Nein, danach, daß vielleicht auf einmal ein liebes, vertrautes Land auf-

steigen könnte, die schlesischen Gebirge leise über den Horizont heraufzogen könnten, und irgendwo da ein Haus, ach, eine Stube nur, mit einem Weib und mit spielenden Kindern . . .

Und am nächsten Tag marschieren sie wieder.

Nichts davon wurde ausgesprochen, alles mußten sie in sich verschweigen und hart sein, denn sie waren ja keine Kinder mehr, diese Männer vom schlesischen Bataillon, freilich nicht, manche hatten schon graue Schläfen.

So geht es weiter, Tag um Tag; sie haben keine größeren Kämpfe zu bestehen, sie müssen nur marschieren. Aber bei diesen Märschen durch den verfluchten Sand und Staub, in der verfluchten Hitze und Trockenheit, geben sie das Letzte; sie kennen kein Weichwerden. Sie wollen sich nicht von den Jungen beschämen lassen, und so marschieren sie, mit glühroten Köpfen, tropfenden Stirnen, schnaufendem Atem. Sie spüren ihre Füße nicht mehr, nicht mehr den schweren Schlag ihrer Herzen, sie setzen nur immer Fuß um Fuß in einer dumpfen Zuverlässigkeit. Es ist dies das einzige, was sie zu tun haben und tun müssen; sie wissen es.

So kommen sie vorwärts, die staubverhüllte Straße nach Osten dahin, immer weiter, hundert Kilometer, zweihundert Kilometer. Ein heißes Gebot ist da: Marschieren und alles andere vergessen, ein hämmerndes, atemloses Gebot: Der Sieg. Und so gibt es keine Müdigkeit, keine Pause und keinen Traum . . .

Und endlich sind sie da.

Endlich ist alles vorüber, Warschau gefallen, sie liegen irgendwo vor Warschau in gutem Quartier, einem Gutshof, brauchen nicht mehr zu marschieren, haben Ruhe - -

Die riesigen Brandfackeln am Himmel verlodern; dafür steigen nun die dunklen, schleppenden Choräle der gefangenen Polen in die Nacht, leblos, hoffnungslos, jäh verstummend.

Da träumen die Männer vom schlesischen Bataillon von daheim, sie träumen mit offenen Augen, sie haben nun endlich Zeit dazu, von der Heimat, von Weib und Kind, von den Wiesen und Feldern zu Haus, von all dem, ja, ganz einfach von ihrem Leben, das sie hinter sich hatten lassen müssen. Aber reden können sie nicht davon, es fehlt das Wort, das ihnen die Zunge löst, das ihre Herzen aufschließt.

Da trug sich in diesem schlesischen Bataillon eine Begebenheit zu, die heute in aller Erinnerung wie ein heimlicher Schimmer steht. Ein Mann sagte nämlich, er würde eine Geige suchen gehen, er müsse eine Geige haben.

Eine Geige? Den andern war es plötzlich, als berge dieses Wort noch einen anderen Sinn. Da klang noch etwas anderes mit, nicht nur Geigenton. Aber sie wußten nicht, was es war.

Eine Geige? Ja freilich, die könne man brauchen. Aber wo er sie denn suchen wolle? Etwa in den zerflossenen, ausgebrannten Vororten der polnischen Hauptstadt? Sie lachten ihn aus.

Er sagte nur: Ja, irgendwo . . . Und ich werde eine finden; eher komme ich nicht zurück.

Wer war dieser Mann? Ach Gott, nur irgendeiner von ihnen, zu Hause war er Schriftsetzer gewesen, er hatte Kinder daheim, und nebenbei hatte er wohl eine Geige zu Hause gehabt, auf der man hin und wieder des Feierabends spielen konnte.

Am Sonntagmorgen war der Mann plötzlich verschwunden, er hatte das Rad eines Meldéfahrs genommen und war losgefahren.

Sie sahen es, und sie hatten Angst um ihn. Er durfte sich nicht eigenmächtig von der Truppe entfernen, das war klar - aber ebenso klar war es für ihn gewesen, daß er eine Geige haben mußte. Irgend etwas wollte da gefungen werden, mit aller Inbrunst herausgefungen werden, in allen diesen Soldaten, es war nicht nur ein schöner Geigenton.

Die Stunden gingen, er kam nicht zurück, sie bekamen immer mehr Angst um ihn. Sicher würde er versuchen, nach Warschau einzudringen, obwohl die Hauptstadt durch einen mehrfachen Postensgürtel abgesperrt war, durch den er niemals hindurch konnte. Es wurde Mittag; noch vermisse ihn keiner. Aber einmal würde man ihn zu vermissen beginnen - was dann? Was sollten sie dann fragen? Wo er wäre? Sollten sie etwa fragen: Ja, er mußte eine Geige suchen . . . Der Major würde sie für wahnsinnig halten. Eine Geige suchen! Es war gar nicht vorstellbar.

Aber es war doch die Wahrheit, und wenn sie es verschwiegen, so konnte er womöglich annehmen, der Mann sei fahnenflüchtig geworden. Ein Mann mit grauen Schläfen, der bis jetzt alles wacker durchgehalten hatte! Wo blieb er nur? Warum kam er nur nicht? Es wurde Abend, der Sonntag ging zu Ende. Der Geigenlucher kam nicht zurück. Der Zapfenstreich kam, sie legten sich aufs Stroh, nur die beiden Posten schritten einsam um das Quartier.

Aber drinnen schliefen sie nicht, sie lagen da und horchten und warteten . . . Und auch die beiden Posten draußen lauschten auf ihrem Gang unaufhörlich in die Nacht und suchten den Lichtschein einer Radlampe im Dunkel, und wenn sie einander begegneten und wenn sie sich ablösten, so fragten sie immer nur die eine Frage: Ist er gekommen?

Nein, er war noch nicht gekommen.

Manchmal hielt es einen von denen drinnen nicht auf seinem Lager, er mußte hinaus und in die Nacht starren und den Posten anrufen: Ist er denn noch nicht da?

Und ging endlich wieder hinein, und drinnen besprachen sie es flüsternd: Immer noch nicht da? . . . Was sollen wir bloß machen . . ? Freilich, er war einer von ihnen, er war den ganzen Polenfeldzug hindurch mit ihnen in einer Kolonne marschiert.

So ging die Nacht herum, er war nicht gekommen.

Jetzt macht die Angst sie stumm. Es kann nun nicht länger verborgen werden, sie müssen es dem Major melden.

Der Major hört es an, ohne ein Wort, ohne eine Bewegung im Gesicht. Sie beteuerten mit Nachdruck, daß er nur der Geige wegen gefahren wäre. Aber dann wurden sie ratlos, denn der Major befahl nur knapp und kurz, der Mann solle sofort zu ihm geführt werden, wenn er käme, und damit entließ er sie. Die Angst blieb, denn aus diesen paar Worten war nichts zu lesen.

Warum bebten sie alle um ihn? Warum war es so, als sei es ihrer aller Sache, um die es da ging, nicht nur die seine . . . ? Was ging sie denn seine Geige an? Doch wohl weiter nichts.

Aber es war ihnen allen, als seien sie selber die Geige suchen gegangen.

Am Montag vormittag, ziemlich spät schon, kam er an, staubbedeckt, schweißstriefend, zum Umfallen müde - nur mit Mühe hielt er sich

noch auf den Beinen . . . Aber auf dem Rücken, ja, mit einem Strick quer über den Rücken festgebunden, hatte er eine Geige, Geige und Bogen, staubgrau und kümmerlich, nicht einmal in einem Gehäule geborgen . . . Aber doch eine Geige.

Er stieg ab, stellte torkelnden Schrittes das Rad an die Hauswand, dann stand er da und strich sich mit einem tiefen Seufzer den Schweiß aus der Stirn. Es kam plötzlich etwas sehr Hilfloses und Niedergeschlagenes über ihn - hatten sie nicht eben noch, als er ankam, einen stillen Triumph in seinen Augen gesehen: Da, eine Geige habe ich eben doch gefunden!

Jetzt war das alles erloschen.

Au verflucht! sagte er leise vor sich hin und blickte dann die andern mit ängstlichen Augen an.

Er müsse sofort zum Major, sagten sie ihm, und er nickte nur. Sie hätten schon alles gesagt - daß es eben wegen der Geige gewesen wäre, ja, ja, aber was nun käme, das wüßten sie auch nicht. Der Geiger schwankte mit schleppenden Schritten über den Hof. Alle Blicke folgten ihm.

Da stand der Major, er hatte gerade ausreiten wollen. Vor ihm straffte sich plötzlich die Gestalt des Geigers, er stand jetzt kerzengerade, scheinbar ohne Müdigkeit, obwohl er eben noch gewankt hatte. Die Geige trug er immer noch unverändert mit der Schnur über dem Rücken, das sah ja nun seltsam aus, der graue Krieger mit dem schlanken, zierlichen Instrument auf dem Rücken, wo eigentlich ein handfestes Gewehr hingehörte.

War es nicht, als wäre ein ganz flüchtiges Lächeln über das Gesicht des Majors gehuscht? Aber nein, das war unbewegt. Und nun befahl der Major dem Mann mit einiger Schärfe, seine grauen, kühlen Augen unbewegt auf ihn geheftet, den ganzen Vorgang zu erzählen.

Der Mann sprach mühsam . . . Es war wohl nicht nur Müdigkeit und Verlegenheit, daß er nicht wußte, wie er sich ausdrücken sollte - es war ja etwas, was einfach nicht ausgesprochen werden konnte. Jamohl, freilich, er war eine Geige suchen gegangen - aber weshalb er um jeden Preis eine Geige haben mußte, wie sollte er das sagen? Das war nicht in Worte zu fassen.

Der Major winkte ab: Er sei also losgefahren, ohne eine Genehmigung zu haben, auf dem Rad eines Meldéfahrs . . . Was nun weiter? Der Mann senkte den Kopf, er war sich ganz und gar seiner Schuld bewußt. Ja, er sei bis zu den Absperrposten gekommen, vor Warschau. Man hatte ihn nicht hineinlassen wollen . . . Er stockte.

Auf den befehlenden Blick des Majors sagte er stockend: Er habe sich für einen Meldéfahrer ausgegeben, und da sei er durchgelassen worden! Allerhand! fuhr es dem Major heraus, aber dann befahl er dem Mann sofort wieder, weiterzuberichten.

Ja, so sei er von Posten zu Posten gekommen, man hätte ihn überall durchgelassen; dann sei er stundenlang durch die Stadt geirrt, auf der Suche nach der Geige; aber es sei nichts damit gewesen. Er wäre schon ganz verzweifelt gewesen. Ja, dann endlich, schon in der Dämmerung, habe er einen Volksdeutschen getroffen, der hätte ihm die Geige verschafft. Er hätte sie richtig gekauft, fügte er hinzu und kramte in der Tasche: Da, hier sei die Quittung, daß er sie auch bezahlt habe.

Der Major nickte nur kurz.

Dann aber sei es plötzlich dunkel gewesen, und er habe nun schnell zurückfahren wollen. Aber er hätte einfach nicht aus der Stadt herausgefunden, und es sei Mitternacht gewesen, als er endlich auf die richtige Straße gekommen sei. Dann sei er gefahren und gefahren, bis er endlich gemerkt habe, daß es gar nicht die Straße sein könne, denn da hätte er längst schon da sein müssen. Das sei nun schon tief in der Nacht gewesen, und nun hätten überall nur polnische Wegweiser mit unbekanntem Namen gestanden, und so sei er denn die ganze Nacht umhergeirrt - in großer Angst, Herr Major! Und habe zuletzt gar nicht mehr gewußt, was er machen solle.

Bis es endlich Tag geworden sei - und nun sei er da -. Darauf war eine lange, bange Stille zwischen dem Mann und dem Major. Man spähte hinter den Fenstern und hinter den Hausecken insgeheim zu

den beiden auf dem Gutshof hinaus. Das Auge des Majors schien mit Zorn angefüllt. Endlich sagte er, fast mit etwas Hohn in der Stimme: Wenn Sie das gewußt hätten, Mann, dann wären Sie wohl keine Geige suchen gegangen, was?!

Aber verwunderlicherweise schwieg der Mann darauf nur. Der Major sah den Mann wiederum mit seinen kühlen, grauen Augen lange an, sehr lange, unbeweglich - und hinter den Fenstern dachten sie mit klammem Atem: Jetzt - jetzt kommt es . . . Plötzlich aber sagte der Major nur dies, und seine Stimme war dabei gar nicht weich, sie war wie sonst, knapp und kurz: Spielt das Ding wenigstens?

Der Mann traute seinen Ohren wohl nicht - er stand einen Augenblick starr, dann hob er das Gesicht, auf einmal glührot und freudeüberstrahlt, und stammelte aus glücklichem Herzen:

Oh, und wie sie klingt, Herr Major! Heute will ich den ganzen Abend darauf spielen . . .

Der Major verzog immer noch keine Miene, sein Gesicht blieb unbewegt, nur in den Augen lachte es.

So standen sie noch eine Weile einander gegenüber, der Mann und der Major, bis der Major noch, schon halb im Umwenden, mit einiger Schärfe, aber gezwungener Schärfe, sagte:

Ein zweites Mal kommt mir das nicht wieder vor, verstanden!

Nein, Herr Major, rief der Mann und riß die Hacken zusammen.

Als der Major schon längst fort war, stand der Mann immer noch wie im Traum, Hände angelegt, Hacken zusammen.

Aus dem Haus kamen die andern auf ihn zu, jetzt, und zogen ihn mit sich, und drinnen banden sie ihm die Geige vom Rücken und legten sie ihm, der todmüde auf einen Stuhl gesunken war, auf die Knie. Er hielt sie zärtlich in den Händen, wischte dann mit zitternden Fingern den Staub von ihr und saß endlich mit geschlossenen Augen da, ein glückliches Lächeln im müden Gesicht und trotz seinen grauen

Schlafen nun einem Kinde gleich, dessen Traum endlich in Erfüllung gegangen ist.

Im Dämmer dieses Herbstabends schwang sich ein Geigenlied aus dem polnischen Gutshof zu den Sternen hinauf. Die Männer saßen auf den Stufen der Freitreppe oder unten in dem welken Gras vor dem Herrenhaus und lauschten.

Was da erklang, war nicht nur Geigenton. Was da erklang, das war ihr Leben, ihre Sehnsucht, ihre Träume und ihr Glück.

Einer von ihnen spielte, auf einer Geige, die nur noch drei Saiten besaß, spielte Lieder ihrer Heimat, und er spielte damit alle jene Töne aus ihren Herzen hervor, mit denen sie zum Bersten angefüllt waren. Was ungefüge und voller Schwere in ihrer Seele gelegen hatte, das wurde nun auf einmal freigespielt auf geheime Weise und klang nun weich und süß und dunkel und licht in diesem Geigenlied und wanderte mit diesem Lied aus aller Fremde fort zu der ewigen Nähe der stillen Sterne hinauf.

Und was ihre Herzen so lange in banger Einsamkeit hatten ersehnen müssen - das war nun plötzlich da: Aus dem nachtdunklen Horizont stieg das vertraute Land, und aus heimlichen Häusern leuchtete liebes Licht herüber, fiel wunderbar in sie hinein und ließ sie tief geborgen sein.

Da mußte manch eine Männerhand ein Männerauge verhüllen, und manches Herz war plötzlich voll von Glück.

Heimlich vertraut wanderten die Sterne.

Als der Major lautlos das Fenster öffnete, sah er seine Männer still im nächtlichen Hof sitzen, den grauen Kopf in die Hand gestützt, und lauschen.

Die Geige sprach.

Da stand auch der Major lange still und hörte dem zu, von dem die Geige sprach.

Vor Amtens, als die Sonne sank,
Stieg Rauch in den Abendhimmel,
Kolonnen zogen die Straße entlang,
Am Wegrand graste ein Schimmel.

Den Kopf gelenkt, zerschunden das Rute,
Zerrissen Halfter und Sielen,
So hielt er Wacht bei der Batterie,
Wo Roß und Reiter fielen.

Da lagen sie alle erstarrt und tot,
Gespanne und Kanoniere,
Und die Rohre drohten ins Abendrot
Über den steifen Hufen der Tiere.

Und Truppe um Truppe rollte ins Land
In die feurigen Nebelschwaden,
Aber der einsame Schimmel stand
Bei den toten Kameraden.

H E L M U T H R I C H T E R

DES SOLDATEN ROCK

IM WANDEL DER ZEITEN



F in einem schlesischen Heimatmuseum hängen in einer Wandvitrine ein feldgrauer Waffenrock des Jahres 1917 und eine dunkelblaue Landsturmlitenka vom Herbst 1914. Im zeitigen Winter 1914 fiel so mancher Landsturmmann in dieser Uniform auf den verschneiten Feldern Polens. Zwischen den beiden Waffenröcken steht in kunstvollen Buchstaben auf einer Tafel geschrieben:

Der gleiche Rock,
das gleiche Recht,
und Rottennachbar
Herr wie Knecht,
das gleiche Brot,
die gleiche Not,
das gleiche Bett,
der gleiche Tod.
Einer wie der andere!

Über diesem Symbol liegt auf der Vitrine der deutsche Stahlhelm und darüber hängt ein kleiner Bildrahmen mit einem Schriftblatt in großer, markiger Handschrift: Die Treue ist das Mark der Ehre. Hannover, den 30. April 1921. von Hindenburg.
Am Altardenkmal von Leuthen stand in einer Feierstunde des 5. Dezember vor einigen Jahren ein alter Reiteroffizier, der über den Begriff des Regimentes sprach. »Bei Leuthen fochten viele Regimenter«, sagte er, doch jeder Offizier und jeder Soldat von den vielen Regimentern wußte, was es bedeutet: das Regiment! Was ist das Regiment? Das Regiment ist alles, es ist Anfang und es ist Ende, Offiziere und Soldaten sterben dafür, Offiziere und Soldaten gehören sich nicht mehr selbst, sondern dem Regiment. Ihre Ehre ist die Ehre des Regiments, sie haben zu seiner Fahne geschworen, und seine Fahne ist heilig, und die Eide werden besiegelt mit heißem Blute. Das Regiment will es: und es geschieht, das Regiment befiehlt: es ist getan. Offiziere und Soldaten können sterben bis zum letzten Mann, das Regiment stirbt nicht. Das Regiment ist ewig. Das Regiment ist ein Glaube, eine Religion, es ist alles. So war es, seit es Regimenter gab, und so muß es sein, solange es Regimenter gibt. Diese beiden Erlebnisse wollen wir den Bildern vorausschicken, die wir aus der Geschichte schlesischer Regimenter zu formen versuchen. Wir wollen ihre Geschichte und den Wandel ihrer äußeren

Erscheinung betrachten mit stolzem, heißem Herzen und in der Gefinnung, die aus den Worten des Dichters, des Feldmarschalls und des unbekanntenen Offiziers spricht. Diese Gefinnung, die jeden guten Soldaten mit seinem Regiment verbindet, umgibt die Erinnerung an seine Soldatenzeit und an sein Regiment mit einem helleuchtenden und strahlenden Schein. Es ist der lebendige Gemeinschaftsgedanke für seinen Truppenteil, der sich als die Überzeugung des Soldaten offenbart, daß sein Regiment das beste der Welt ist. Aus dem Stolz, ihm angehören zu dürfen, ergibt sich das Streben, sich stets mit der ganzen Kraft für die Erhaltung seines Ansehens und seiner Ehre einzusetzen. Ein solches Gemeinschaftsgefühl ist nicht denkbar ohne ein ausgeprägtes Gefühl der Kameradschaft, das einen für den anderen eintreten läßt. Der Soldat muß sich in seinem Verbandsso wohl fühlen, daß er in ihm seine zweite Heimat erblickt. Vor mir steht in der Erinnerung das Abschiednehmen eines jungen Soldaten bei der Beendigung seines Heimaturlaubes: Die Augen sind bereits in die Ferne gerichtet, als er wie nebenbei die Worte spricht: »übermorgen um die Zeit bin ich wieder zu Hause«. Mit diesem Zuhause war sein Regiment im Vorfelde des Westwalles gemeint.

Der gute Soldat spricht auch nicht von sich, er sagt nicht, ich liege dort und dort, sondern wir liegen draußen. Dieses Wirgefühl ist wesentlich. Mit dem Worte »wir vom Regiment« verbindet sich die Erweiterung des Gemeinschaftsgefühles mit dem Ziel auf die eigene Leistung. Soldatentum ist eine Geisteshaltung, denn die Soldaten sind Kampfgenossen für die Not. Soldatentum ist Opferbereitschaft. Soldat werden macht nicht eine Uniform, das Herz macht den Soldaten. Wohl aber ist der Soldat stolz auf seinen Rock. Die Geschichte der schlesischen Regimenter ist mit dieser Liebe und mit diesem Stolz geschrieben, und wenn wir die Regimenter begleiten durch Kriegs- und Friedenszeiten, so werden wir immer wieder sehen, daß die Friedensarbeit des Soldaten auch in den schlesischen Regimentern stets die Vorbereitung für den Krieg gewesen ist. Diese Friedensarbeit war zu allen Zeiten vor allen Dingen das Wollen; das Können und Bewähren zeigte sich stets im Kriege, der auf eine Friedenszeit folgte. So ist es geblieben vor den Revuen, die der große König in Schlesien abhielt, bis zu den Manövern der Gegenwart und den größten Manövern, die dem größten Kriege unserer Tage voran-

gingen, dem Manöver in Spanien, dem Ostmarkenmarsch und dem Sudeteneinmarsch. Zu allen Zeiten hat Moltkes Wort seine Gültigkeit: Im Kriege wiegen die Eigenschaften des Charakters schwerer als die des Verstandes.

Mit diesem Gedanken begleiten wir einige schlesische Regimenter in ihren Taten und in ihrer Erscheinung durch den Lauf der Zeiten.

Den Vortrupp bilden die leichten Reiter, die flinken Husaren. Von den schlesischen Husaren-Regimentern wollen wir das 1. Schlesische Nr. 4, das Husaren-Regiment von Schill, betrachten, dessen alte Garnison Ohlau war. Fast 200 Jahre hieß es im Volksmunde »die braunen Husaren«. Ein Beweis, daß der Ruf des Regimentes und seine äußere Erscheinung in der Farbe des Rockes unlöslich verbunden waren. In den Januar- und Februarwochen 1741 wirbt der in preußische Dienste getretene Graf von Hoditz vor den Toren Breslaus die Rekruten zu dem neuen Regiment. Am 10. Mai 1742 rückt das Regiment aus dem Brieger Tor seiner Garnison Ohlau über Strehlen,

Frankenstein nach Böhmen. Ein zeitgenössischer Bericht der Schlesischen Zeitung hat uns das Bild dieses Aufmarsches und der damit verbundenen Verteidigung auf die neuen Standarten festgehalten. Im Kreise um diese Standarten hielt das Regiment. Da saßen die Reiter auf ihren kleinen, fehnigen Pferden, die braunen Pelze und die Dollmanns gelb verschnürt. Die hohen Filzmützen, die nach oben enger wurden, bestanden aus zwei Teilen, einem inneren und einem äußeren, der aufgeschnitten war und um den inneren Teil gewunden wurde. Gelbe Schärpen, dreimal umwunden, schnürten den Leib der Husaren, und auf den braunen Röcken glänzten drei Reihen weißer Knöpfe. Die Pelze aber hatten weißen Vorstoß, und die Beinkleider waren von weißem Leder. So hatte sie der Freiherr von Wechmar übernommen, als der mährische Graf Hoditz kassiert worden war. Es war eine wilde Truppe, und Wechmar, der aufrechte Mann, forderte von seinem König als Bedingung für die Übergabe des Regimentes vier Jahre völlig freie Hand, dann erst würde er das Regiment seinem König vorführen. Eine solche Sprache war dem jungen Monarchen noch nicht vorgekommen. Er hat sich den Fall überlegt und endlich zugestimmt. Wechmar aber hat das Regiment in Ehren und mit Ruhm bedeckt durch die ersten beiden schlesischen Kriege geführt. In dem alten Wechmarschen Besitze von Zedlitz, Kreis Steinau, finden wir noch heute im Speiseaal des Schlosses die zeitgenössische Porträt-Galerie des Offizierskorps der braunen Husaren, bei denen auch der Feldscher und der Feldgeistliche nicht fehlen. Die Männer, die dort von den Wänden blicken, sind bei Hohenfriedeberg und bei Kesselsdorf geritten.

Unlöslich aber ist das Regiment im Siebenjährigen Kriege mit dem Namen seines Chefs Paul von Werner, des ungarischen Husaren, verknüpft. Bei Prag zeichnet er sich aus mit seinen braunen Reitern. Bei Kollin decken sie den Rückzug, und nach der unglücklichen Schlacht von Breslau geleiten sie das anfangs führerlose Korps, über das später Ziethen den Befehl übernimmt, sicher hinter die Wälle von Glogau. Am Morgen des 5. Dezember aber stehen die braunen Husaren bei Borne, unweit Leuthen bereit, und mit dem Schlachtruf: »Für Kollin«, jagen sie die Vorhut des Feindes. Als die Dämmerung

des ruhmreichen Tages von Leuthen hereinbricht, entscheiden die Braunen im Verbands mit anderen Reiterregimentern unter General Drielen des Großen Königs ruhmreichste Schlacht. Wir begleiten die Husaren zu den schicksalhaften Tagen von Hochkirch und Landeshut bis zu der Ruhmestat ihres Regimentschefs, die seinen Namen in das Buch der Geschichte schrieb mit einem echten Husarenstreich und einer großartigen Marschleistung. Von Schlesien reiten die braunen Husaren bis an den Ostseestrand, mit einem Handstreich verbreiten sie panischen Schrecken unter dem russischen Belagerungsheer vor Kolberg und entfesen die Festung am 18. September 1760. Die Dichter dieser Zeit besingen die rettende Tat des Husargenerals aus Schlesien, und die Kolberger schlagen eine Denkmünze auf ihren Befreier.

»Bei Torgau, Tag der Ehre, ritt selbst der Fritz nach Haus;
Doch Ziethen sprach, ich kehre erst noch das Schlachtfeld aus« - -

Bei diesem Kehraus waren die Werner-Husaren und die Ziethenschens der eiserne Befehl, der das Schlachtfeld reinfegte. Die beiden Waffengefährten General Ziethen und General Werner haben auch beim Abmarsch zur Großen Armee die Vorhut ihres Königs gebildet. 1785 stirbt General Werner auf seinem Gute Bitschen, Kreis Tost. Im Franziskanerkloster vor den Toren von Gleiwitz ruht der braune Husar, ein deutscher Held, in Schlesiens Erde.

Das Regiment war Zeuge des Heldentodes des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen bei Saalfeld, und als am 9. Juli 1807 der Friede von Tilsit geschlossen wurde, da war von zehn Eskadrons nur noch eine einzige und das Depot übriggeblieben. Als am 5. Dezember 1808 das 1. Schlesische Husarenregiment Nr. 4 neu gebildet wurde aus den Resten ausgezeichneter Husaren-Regimenter, »da hat das braune Husaren-Regiment mit diesen Resten und vor allem mit dem Rock der alten Braunen auch deren Geist übernommen und von Anbeginn seines Bestehens das Erbe von Ruhm und Ehre gepflegt, welches am braunen Husarenrock haftete«. Diese Worte, die ein Nachfahre Wechmars in der Regimentsgeschichte der braunen Husaren schrieb, sind wesenhaft: Das Regiment stirbt nicht, das Regiment ist ewig! Die braunen Husaren sind bei Königgrätz geritten, sie

sind kreuz und quer durch Frankreich gestreift, haben bei Orleans angegriffen und sind in Paris eingezogen im Jahre 1871. Sie haben auf den Schlachtfeldern des Weltkrieges im Westen und im Osten gekämpft, und als auf dem feldgrauen Rock des Jahres 1915 nur noch die gelbbraunen Farben in der Garnison-Uniform sparsam angedeutet waren, da ist der alte Geist immer der gleiche geblieben, und heute, wo aus den flinken Husaren von damals eine ganz neue Truppe entstanden ist, die im großen Ringen von 1939/40 neue Aufgaben zu lösen hatte, da hat sich der ewig lebendige Reitergeist der braunen Husaren aufs neue bewährt.

Die Spitze einer neuen Truppe taucht auf aus dem Dämmer und der nebelhaften Ferne alter Regimentsgeschichten. Ein Fähnlein Reiter trabt daher in türkischer Tracht mit roten Westen und mit schwarzen Jacken. Die haben weißen Besatz; bei den Offizieren ist er aus Silber. Aber Mannschaften und Offiziere sind gleich gekleidet und



1797

AUS: G. V. SALISCH, GESCHICHTE DES 7. INF.-RGTS.

reiten auf türkischen Sätteln. Alle, auch die Offiziere tragen Lanzen, Säbel und Pistolen. So ritten einst die späteren Militärischer Ulanen, als der Rittmeister Serkis 1745 die erste Fahne aufstellte. 1746 waren es zwei, und 1748 zogen drei Fähnlein unter ihren Rittmeistern Osman, Ali und von Witkowitz. Erst 1762 erhielten die Reiter in der türkischen Tracht eine einheitliche Uniform. Sie hießen Bosniaken, trugen einen roten Hufaren=Dollmann und kurze lederne Reithosen. Bei Paraden aber zogen sie über die Lederhosen sehr weite, faltige rote Beinkleider. 1788 erhalten sie 12 Fuß lange, weißlackierte Lanzen mit schwarzweißen Seidenflaggen, auf denen der Adler fliegt, der der Sonne nicht weicht. Im Jahre 1800 werden die Bosniaken umgeformt in das Korps Towarczys. Damit erhielten die Reiter eine neue Uniform nach dem Muster des Kürassierkollettes: Eine dunkelblaue Jacke mit aufgehakten rotspalierten Schößen, mit roten Aufschlägen, Klappen und Stehkragen und mit rotem Unterfutter. Eine solche Uniform trug im Jahre 1805 der achtjährige Prinz Wilhelm von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm I. Im Jahre 1808 erfährt die Uniform mit der Neuordnung der preussischen Regimenter und der Teilung des acht Eskadron starken Ulanen-Regimentes in das erste bzw. zweite Ulanen-Regiment wiederum eine Änderung. Die Regimenter erhalten das gleiche dunkelblaue Kollett, das 1. Regiment aber weiße Achselklappen, 18 gelbe Knöpfe an der Seite der Hosen und sieben Zoll hohe Filz-Tschakos mit langen, gelben Fangschnüren. Erst 1815 weichen die Tschakos der Tschapka. Statt der 18 gelben Seitenknöpfe erhalten die Ulanen rote Biesen, die Lanzenflaggen werden schwarz-weiß. König Wilhelm I. achtet als Greis von 69 Jahren sehr genau auf die Uniform seiner Ulanen, die er einst als achtjähriger Knabe beim Korps Towarczys getragen hatte: »Ich habe bemerkt, daß die Ulanenoffiziere die Fangschnur ganz verschieden und abweichend von der Bestimmung tragen«, schreibt er in einem Befehl von 1866. 1884 erhält das Ulanen-Regiment den Namen Kaiser Alexander III. von Rußland. 1889 werden die Unteroffiziers-Lanzenflaggen wieder eingeführt mit weißen Fahmentüchern und aufgedruckten heraldischen Adlern. 1908 wird mit dem feldgrauen Anstrich des Feldgeräts und der Fahrzeuge auch für die Ulanen eine feldgraue Uniform eingeführt.

Ullanka, Reithose und Feldmütze erhalten graugrüne Farbe. Wir verließen das Regiment in seiner Geschichte im Jahre 1905. Noch im Jahre 1807 befiehlt Friedrich Wilhelm III. dem General l'Estocque, das Regiment Towarczys in ein Regiment Ulanen zu verwandeln.

Der Ruhmestag des jungen Ulanen-Regimentes ist der 2. Mai 1813, der Tag von Groß Görschen. Die ruhmreichen Fahnen der Truppe bekamen aber befremdlicherweise deshalb nicht das Eiserne Kreuz in ihre Spitzen, »weil die Fahnen als Überlieferungen aus der Bosniaken- und Towarczyszeit nicht als allerhöchst gestiftete und geweihte Standarten gelten können«. Auf unablässige Beschwerde werden dem Regiment endlich 1814 neue Standarten verliehen, die die Truppe erst am 23. September 1815 in Chateaudun, tief im Herzen Frankreichs, in Empfang nimmt. Den Einzug in Paris am 2. und 3. Juli 1815 haben die 1. Ulanen mitgemacht. Im Jahre 1817 erhält das Regiment zunächst Lüben als Stabgarnison, 1833 aber

Militisch. Von da aus zog es in die deutschen Einigungskriege, heftete 1866 bei Nachod und 1870 bei Wörth, Sedan und Loigny, Orleans, Le Mans und Paris neuen Ruhm an seine Standarten. Die Regimentsgeschichte des Weltkrieges ist erfüllt von schneidigen Patrouillenritten, unter denen sich Manfred von Richthofen, der spätere Fliegerheld, auszeichnet. Auch ein anderer, tapferer Patrouillenreiter, Oskar von Rothkirch, ging von den Ulanen zur Fliegerei. Die Militärischer Ulanen sind unmittelbar im Anschluß an den Weltkrieg in den Grenzschutz gegangen und haben dem Vaterlande in höchster Not und tiefster Schmach als Soldaten alten Geistes den tückischen Feind im Osten abgewehrt. Erst am 20. Februar 1920 zogen sie in der alten Garnison Militisch wieder ein.

Die Älteren haben es in ihrer Jugend noch erlebt, wenn das Leibkürassier-Regiment »Großer Kurfürst« mit blitzenden Helmen und Kürassen, mit weißem Tuch- und Lederzeug und schwarz-weißer Bordürung, mit den glänzenden Brustschildern und einem Wald von schwarz-weißen Lanzenfähnlein in Breslau einzog. Die Breslauer Kürassiere waren so fest mit Schlesiens Landeshauptstadt, seine Offiziere und Mannschaften mit Schlesiens Adels- und Bauernfamilien so unlöslich verbunden, daß man denken möchte, das Regiment hätte vielleicht seit den ersten schlesischen Kriegen Friedrichs des Großen in Breslau in Garnison gestanden. Aber erst 1908 konnten Breslau und Leibkürassier-Regiment das hundertjährige Garnisonjubiläum miteinander feiern. Das Regiment ist viel älter. Es ist eins der ältesten brandenburgisch-preussischen Regimenter überhaupt. Im letzten Jahrzehnt des Dreißigjährigen Krieges, im Jahre 1640, wird beim Infanterie-Regiment von Goldacker (ehemals von Kracht) in Zinten in Ostpreußen eine »Dragonergarde« errichtet, das ist die Geburtsstunde der späteren Leibkürassiere. Aus der »Garde« wird eine »Kompanie Dragonergarde«, die der Leibgarde zu Fuß zugeteilt wird und die 1656 in der Schlacht bei Warschau todesmutig kämpft. 1674 wird die »Dragoner-Leibgarde« selbständig, 1675 wird daraus ein »Regiment Leibgardedragoner« und dieses jüngste Regiment entscheidet heldenhaft den Tag von Fehrbellin. 1679 reiten die Leibgardedragoner mit ihrem Kurfürsten und Herrn über das kurische Haff - die Stadt Breslau schenkte dem Regiment 1908 das prächtige



1799 A U S : G. V. S A L I S C H , G E S C H I C H T E D E S 7. I N F. - R G T S .

Gemälde, das den Großen Kurfürsten im Schlitten über das Haff jagend darstellt. - Den Ruhmestag des Regimentes nennen die Namen der Erstürmung von Ofen, der blutigen Schlachten von Höchstädt, Oudenarde und Malplaquet. Aus den Leibgardedragonern werden 1713 die »Blitzdragoner von Blankensee«, 1717 das »Regiment zu Pferde« und 1718 die »Gessler-Kürassiere«. Ihre Garnison war damals Mohrungen in Preußen. Zum erstenmal auf schlesischem Boden haben die Gessler-Kürassiere bei Mollwitz gefochten, und ihre erste schlesische Garnison war Liegnitz. Ein Jahr später leuchtet der zweite helle Ruhmestag dieses Regimentes: 1745 wird Hohenfriedeberg geschlagen. Damals schrieb der junge Preußenkönig, den die Zeitgenossen schon 1745 den Großen nannten: »Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas als Preußen auf einer solchen Armee«. In den Friedensjahren von 1746 bis 1757 lagen die Gessler-Kürassiere mit ihren Schwadronen verteilt in den oberschlesischen

Städten Neustadt, Oberglogau, Zülz und Ziegenhals. Das Schicksalsjahr 1757 führt auch die Geßler-Kürassiere auf den Weg hohen Ruhmes, der bei Prag beginnt, der sie über den schwarzen Tag von Breslau hin zu dem Tag ihres strahlendsten Ruhmes auf das Siegesfeld von Leuthen führt. Ihr Chef, Graf Geßler, wird als Feldmarschall pensioniert. Nach ihrem neuen Herren heißen die schweren Reiter von 1758 an die »Schmettow-Kürassiere«. Bei Torgau und Freiberg reiten sie noch einmal ruhmreich gegen den Feind, und dann folgen Jahrzehnte des Friedens in der Garnison Neustadt. Das Regiment trägt die Namen seiner verschiedenen Chefs Woldeck, Arnim, Mengden, Truchseß und Wagenfeld. 1795 werden sie nach Warschau verlegt, wo sie bis 1806 verbleiben. Das Unglücksjahr 1807 sieht die »Wagenfeld-Kürassiere« heldenmütig und ihrem Standarteneid getreu bei Preußisch Eylau fechten, und 1808 erhalten sie mit ihrer neuen Garnison Breslau für ihr Regiment einen neuen Namen. Am 7. September 1808 wird aus den Wagenfeld-Kürassieren das Schlesische Kürassier-Regiment Nr. 1. Die Freiheitskriege sieht das Regiment auf den Schlachtfeldern von Groß Görschen, Bautzen, Dresden, Kulm und Leipzig im Jahre 1813 und bei Vauchamps, Laon und Paris im Jahre 1814. 1866 heftet das Regiment bei Königgrätz neuen Ruhm an seine alten Standarten und wird am 18. September dieses Jahres zum Leibkürassier-Regiment (Schlesisches Nr. 1) ernannt. Beaumont, Sedan, Coulmieres, Loigny, Orleans und Le Mans sind die Wegstationen der Leibkürassiere im glorreichen Feldzug von 1870. 1889 aber erhält das Regiment einen weiteren Ehrennamen, von diesem Jahre an heißt es Leibkürassier-Regiment Großer Kurfürst (Schlef. Nr. 1). Im großen Kriege von 1914 bis 1918 kämpfen die Breslauer Kürassiere in West und Ost. Namur, Quentin, Pont Morni und die Marne im Westen und Lodz und die schicksalsvollen Flüsse der Rawka-Bzura im Osten sind die Schlachtfelder, auf denen im ersten Kriegsjahre die Breslauer Leibkürassiere ritten und stritten. 1915 kämpften sie an der Gnila-Lipa und 1916/17 finden wir sie im langanhaltenden Stellungskampf in Rußland. 1918 kämpft das Regiment in der großen Angriffsschlacht bei Souain und in der Abwehrschlacht an der Aisne und der Oise. Die letzte Abwehrschlacht, an der das Regiment bis zum bitteren Ende teilnimmt, sind die Kämpfe in der Hundingstellung. Die ruhmreiche Tradition dieses ältesten preußischen Regiments wird im 100 000-Mann-Heer fortgesetzt im Reiter-Regiment Nr. 7, dann fatten die Reiter ab. Der Motor ersetzt das Pferd, der Panzer aber, den die Kürassiere einst um ihre Brust trugen, ist ihnen, wenn auch in anderer Form und Größe treu geblieben, und nach einer vorübergehenden Verlegung in das grüne Herz Deutschlands, nach Eisenach, haben die Männer des Panzer-Regiments die alte schlesische Heimat in Sagan wieder-gesehen.

Ehe die Infanteriekolonnen vor unseren Blicken auftauchen, gedenken wir noch eines Reiter-Regimentes, das aus den Eskadrons alter Kürassier-Regimenter im Frühjahr 1815 aufgestellt wurde in einer Truppengattung, die mit der Infanterie die nächste Verwandtschaft hat, es sind die Lübener Dragoner. Im Verbands der Blücher'schen Armee wurden sie einst unter der Bezeichnung Dragoner-Regiment Nr. 7 (Rheinisches) errichtet und blieben bis zum Jahre 1818 als Befehlsgruppen in Frankreich. Später lagen sie in der Gegend von Aachen und erhielten darauf ihr Standquartier in Deuß im Verbands des 8. Armeekorps unter der Bezeichnung 4. Dragoner-Regiment. Am Ende des Jahres 1848 werden sie gelegentlich der Polenaufstände nach dem Osten verlegt und gehören von dieser Zeit dem 5. Armeekorps an. Ihre Garnisonen waren damals nach den Eskadrons verteilt Lüben, Haynau, Polkwitz und Beuthen a. O. 1886 wurde das Regiment in Lüben vereinigt. Für die Alten, die das deutsche Heer vor dem Weltkrieg noch mit eigenen Augen gesehen, sind die Lübener Dragoner in ihren blauen Waffenröcken, den gelben Aufschlägen und den gelben Achselstücken eine in ihren Farben eindruckliche Erinnerung. Stand das Regiment vor seinem Kriegsherren in Parade, so flatterte ihm die blaue Standarte mit dem purpurnen Mittelschild und den silbernen Ecken mit sitzenden Adlern voran. Als mit der Kabinettsorder vom 21. September 1915 die feldgraue Uniform eingeführt wurde, erinnerte nur noch der gelbe Rand an der Feldmütze und die gelben Aufschläge am grauen Waffenrock und die blauen Achselstücke mit der Nr. 4 an die einstige Farbenpracht der flinken Reiter.

Auch sie haben einen wackeren Ritt durch Raum und Zeit gemacht, auf dem so mancher Name steht, der alten Ruhm kündigt. Bei Ligny erhielten sie die Feuertaufe, bei Waterloo half das junge Regiment, den Korfen endgültig zu vernichten. Warre, Namur und Paris sind die letzten Wegstationen des Jahres 1815. Und dann reiten die Dragoner 1866 über die Schlachtfelder von Nachod, Skalitz, Schwein-schädel bis zur großen Schlacht von Königgrätz. Der deutsch-französische Krieg von 1870/71 sieht sie bei Weißenburg und Wörth reiten und Paris einschließen helfen. Im Weltkrieg aber kämpften sie auf den nämlichen Schlachtfeldern wie die Breslauer Kürassiere, erst im Westen bei Quentin und an der Marne und dann im Osten bei Lodz und an der Horodenka.

Am 30. September 1919 wird das Regiment nach 104 jährigem Bestehen aufgelöst. Seine Traditionsschwadron hieß zuerst 1. Eskadron des Reichswehr-Kavallerie-Regimentes Nr. 29, später 1. Eskadron des Reiter-Regiments Nr. 11 und dann 3. Eskadron des 7. Reiter-Regimentes.

Das Regiment stirbt nicht! - das Regiment ist ewig!

Die Spitze der Infanterie-Kolonnen taucht auf vor unseren Blicken. Da kommen sie gezogen, die stolzen alten Regimenter des Fußvolkes, das zu allen Zeiten das Rückgrat einer Armee ist. In Schlesien sind viele Infanterie-Regimenter aufgestellt worden durch den Lauf der Geschichte. Heute, da der schlesische Raum durch die geschichtliche Tat des Führers größer geworden ist, heute, da die Regimenter Großdeutschlands unter einem Oberbefehl für einen einzigen Gedanken marschieren, geziemt es sich, aller Regimenter aus dem schlesischen Volkraum zu gedenken, welcher Armee sie auch in geschichtlicher Vergangenheit angehört haben. So wird den Zug der aus Schlesien stammenden Regimenter eine Truppe eröffnen, die einst bei Leuthen in der Armee der Kaiserin-Königin ehrenvoll focht. Es ist das alte K. u. k. Infanterie-Regiment Graf Daun Nr. 56. Im Jahre 1684 stellen die schlesischen Landstände zu Breslau ein zehn Kompanien starkes Regiment zu Fuß dem Kaiser Leopold I. zur Verfügung, das dem Obersten Paul Anton Frhr. von Houchin verliehen wird. Die weiße Seidenfahne des Leibbataillons trägt das Muttergottesbild und Wappen und Namenszug des Kaisers auf ihrem Tuche. Söhne Schlesiens also waren die ersten, die die Reihen dieses Regimentes füllten. Es hat in den Jahren 1686 bis 1689 in den Türkenkriegen gefochten, es hat 1690 und 1692 die Schlachtfelder von Slankamen und Groß Wardein gesehen, und 1701 wurde zu seinem Oberst Graf Daun, der spätere Feldmarschall Maria Theresias, ernannt. Damit begann die Ruhmeszeit des alten Regimentes, als es unter dem Oberbefehl des Prinzen Eugen in Italien focht und die Schlacht bei Turin 1706 entscheiden half. Dem Regimente gebührt der Ruhm, die Wiege eines der schönsten deutschen Volks- und Soldatenlieder zu sein. Aus seinen Reihen ertönte 1717 nach der Einnahme von Belgrad das Lied »Prinz Eugen, der edle Ritter«. Unter den Fahnen Maria Theresias focht das Regiment 1757 bei Prag, Kollin und Breslau. Für Kollin stiftete die Kaiserin den höchsten Kriegsorden ihrer Offiziere, den Maria-Theresia-Orden. Bei Leuthen stand das Regiment am Windmühlenberge in heldenhaftem Widerstand und verlor 50 Tote, 92 Verwundete und 192 Gefangene. Längst war es in jenen Zeiten aus den alten schlesischen Cantons verlegt worden. Salzburg war seine Garnison. Von dort marschierte es 1809 auf das Schlachtfeld von Wagram und 1813 mit der Preussischen Armee vereint, gegen Napoleon, bei Leipzig. 1836 verläßt das Regiment Salzburg und marschiert wiederum nach seiner alten schlesischen Heimat. Es lag verteilt in acht Orten, die bis heute zum gesamt-schlesischen Raum gehören, darunter Teschen, Jablunkau, Friedek, Freistadt, Mährisch Ostrau und Bielitz.

Zehn Jahre blieb das Regiment Graf Daun in seiner alten Stammheimat, bis es nach Olmütz verlegt wurde und 1846 an dem Kampf um Krakau teilnahm. Unter dem Feldmarschall Radetzky focht es 1848 und 1849 in Italien, wo es lange Zeit in Garnison lag. Als es im Jahre 1861 von Olmütz nach Ungarn verlegt wurde, gedenkt der kommandierende General von Mähren und Schlesien, Erzherzog Karl Ferdinand, in einem Abschiedsbefehl mit ehrenden Worten des scheidenden Regimentes.

Auch das K. u. k. Infanterie-Regiment Nr. 7, das spätere Kärntner Alpenjäger-Regiment Nr. 11, das 1691 aufgestellt wurde und auf seinem langen Ruhmesweg bei Peter-Wardein und Belgrad ebenso



Curassier Regiment.

Stiftung.	Chefs.	Staercke.	Guarnison.
Die Curassiers hatten ein Corps so Genannte Kürhär Dragoner, 14 Compagnien davon eine als die Stamme dieses Regiment gegeben.	Gesler. Schmettau. Woldeke. Podewils. Mengen.	5 Escadrons.	Neustadt, in Schlesi.



Husaren Regiment.

Stiftung	Chefs	Staercke	Guarnison
1743. von dem Obrist von Soldan.	Soldan Wechmar Wernher Gröling.	10 Escadrons	Beuthen in Ober-Schlesi.



Dragoner Regiment.

Stiftung.	Chefs.	Staercke.	Guarnison.
1741. aus der Armee Ste chow.	Nassau. Platen. von M. v. Luf Basse	10 Escadrons	Sagan. und Grünberg.



Posniaken Corps

Stärke	Comandeur	Ref.	Guarnison.
10 Escadr.	Grabowsky Halasius Heilsberg	Hohn/Bock	Goldaps



SCHLACHT BEI LOIGNY-POUPTY, 2. DEZEMB. 1870
VORGEHEN DER BRIGADE COLOMB
LEIBKÜRASSIER - RGT. (SCHLES.) NR. 1



SCHLACHT BEI ORLEANS, 4. DEZEMBER 1870
RITTM. GF. WARTENSLEBEN, 1. SCHLES. HUS. - RGT.
NR. 4, NIMMT EINE SCHANZE UND 4 GESCHÜTZE



VORPOSTEN AUF DEM MARSCH NACH PARIS
3. SCHLES. DRAG.-RGT. NR. 15 (CAV. DER 12. INF. -
DIVISION) 18. SEPT. 1870 (III. ARMEE, 6. A.-CPS.)



PATROUILLE SCHLESISCHER ULANEN NR. 2
(BRIG. COLOMB) GEGEN DEN WALD VON
ST. LAMBERT DES EAUX (8. DEZEMBER 1870)

Infanterie Regiment, Mousquet.



Stiftung.	Chefs.	Stärke.	Guarnison.
1741. von dem Defensivisten Regiment zu Wesel.	Feld M. Defson Lestwitz. Tauerzies	2. C. Grenadier 10. C. Mousquet 2. Bataillons.	Breslau.

Infanterie Regiment, Fusilier.



Stiftung.	Chefs.	Stärke.	Guarnison.
1742. von denen Breslauer Stadt Solda- ten.	Kalson. Kalckreuter. Bredor. Zieten D. Souton Spreizer Anhalt	2. Grenad. Comp. 10. Fusilier C. 2. Bataillons.	Schweidnitz. Liegnitz

Artillerie - Corps.



Stiftung.	Chefs.	Stärke.	Guarnison.
Ätliche Compagnie Canoniers sind uralt; Friedrich I. vermehrte sie; Friedrich Wilhelm auf 2. Bataillons. Friedrich II aber bis auf 6. Bataill.	Gen. v. Linger. v. Holzmann. Dieskau Holrendorf Sittmar.	6. Comp. Bombardiers. 30 Comp. Canonier. 6. Bataillons.	Die 2. ersten Bataillons in Berlin die übrigen in allen Festungen

Jäger - Corps zu Fuß.



Stiftung.	Chef.	Stärke.	Guarnison.
1741.	Obrist von Knobelsdorf. Major von Cadek Des Granges.	1200 Mann.	Mittelwalde.



BEOBSCHTUNGSPATROUILLE VOM 5. CORPS
GEGEN DEN MONT VALÉRIEN

VOR PARIS; GEFECHT BEI LA MALMAISON,
21. OKTOBER 1870. DIE 5. U. 8. COMPAGNIE DES
50. REGIMENTS (III. ARMEE, V. CORPS, 20. BRIG.)

G.-LT. V. KAMEKE UND PZ. KRAFT V. HOHENLOHE
IN DER KRONPRINZENSCHANZE, BATTERIE NR. 1
IM PARK VON ST. CLOUD (3. FESTUNGS-ART.-RGT.)

PREUSSISCHER JÄGERPOSTEN, NOV. 1870
(III. ARMEE, 6. A. - CPS., JÄG.-BT. 6.)

A M R A N D E D E S K R I E G E S

V O N E. P. C L O S E

Hier sitze ich nun in einem prachtvollen Zimmer, das ich einem Zufall verdanke, in C..., einer kleinen Stadt der Normandie. Ich habe vor dem geöffneten, sehr großen Fenster Platz genommen, die Sonne schaut mir vom Nachmittagehimmel zu, während ich schreibe, sie spielt mit mir, wie wir als Kinder uns ein Spiel daraus machten, es dem anderen, ohne Böswilligkeit, und doch um ihn am Ende böse zu sehen, in Worten und Gebärden und Gemütsbewegungen haargenau gleichzutun und ihn, genau gesagt, zu äffen. So treibt es die Sonne mit mir, wirft einen Schatten hinter den Bleistift und schreibt die Worte buchstäblich mit, wie ich sie schreibe, und ich habe mein Vergnügen daran.

Es gab Tage, da schrieb die französische Sonne eine andere Schrift, und was sie auf die heißen flackernden Straßen niederschrieb, waren die Schatten, die die Füße meines Vordermannes warfen, müde, zögernde und oftmals schwankende Füße, und dieses Spiel trieb die Sonne dann nicht zu meines Vordermannes und auch nicht zu meiner Freude, denn die Schatten meiner Füße mögen sich dem Hintermann nicht weniger schwankend und oftmals taumelnd zu erkennen gegeben haben.

Diese Zeit ist nun lange hin, nicht nach Tagen, gewiß, wir mögen noch vor dreißig Tagen unterwegs gewesen sein, wohl aber in der Erinnerung, sie ist schon beinahe ausgelöscht; man vergißt schwere Tage wohlthuend leicht.

Heute sitze ich, wie gesagt, im Angesicht der Sonne, die zum erstenmal wohl seit zwei Wochen wieder Herr über den Himmel geworden ist. Die letzten Tage waren Regentage. Das Meer, es ist nicht weit von uns, sandte seine schwärzesten Wolken herüber und machte das flache Land zu seinem trüben Abbild. Seltsam genug - wem mag es aufgefallen sein? - vom ersten bis zum letzten Tage des deutschen Vormarsches in Frankreich konnte kein Tag heller, herrlicher - freilich auch nicht heißer als der vergangene Tag sein, dem Marschierenden zur Qual, dem Vormarsch zum Segen; vom letzten bis zum heutigen Tage will es wieder der eine dem anderen gleich tun. Wir hatten eine unaufhörliche Regenzeit, bis zu diesem Nachmittag; die Sonne scheint wieder.

Sie legt ihr Licht auf die Wipfel der Bäume unter mir, die den Place de la République umgeben, aus den Wipfeln singen die Vögel herauf

zu mir. Ich habe nämlich dieses prunkvolle Zimmer in der Höhe des Hotels Place Royal... und eine kleine Wolke, die wie eine Verlorene über den Himmel kommt, will, scheint es, just in mein Fenster herein. Sie rührt mit ihrem Saum die Sonne an und verbirgt die Sonne. Im Nu verstummen die Vögel, die buntfarbige Stadt unter meinen Augen versinkt in ein glanzvolles Grau, die Stimmen der spielenden Kinder, unten auf dem Platz, halten mit einemmal ein.

Nach einer Weile kehrt der blühende Tag wieder und und wieder fein zuversichtlicher Atem. Man könnte sich daheim wähen in der Gegenwart dieses Friedens. Schwalben ziehen am Fenster vorüber in ihrem unaussprechlich stillen Flug... so wie daheim, die Melodie der Vögel ist nicht anders, und die Spiele der Kinder ähneln den Spielen unserer Kinder: Jauchzen und Jubel spricht eine gleiche Sprache, überall in der Welt. Nicht fern von mir schüttet die Kirche St. Etienne das Geläut ihrer Glocken über die Stadt, die siebente Stunde fällt in den Tag. Nun wird das Licht der Sonne kühl, die Abendmücken singen, lautlos fast... so wie daheim, man möchte davon träumen, dies sei die heimatliche Stadt, wenn nur aus dem bunten Gewirr der Dächer nicht fremdartig und schwarz die Säulen der Kamine stiegen, wie ein kahler Wald, und nicht auch von der Straße dann und wann das laute Wort eines Gespräches käme, ein Fremdling für das Ohr, und jäh die Mahnung, daß man bei einem fremden Volke sei. Das zerreißt dann den Frieden. Und auch das Donnern, das, oftmals nicht hoch über dem lautlosen Flug der Schwalben, über den Himmel geht, das Brausen der deutschen Flugzeuge, wenn sie in Heeren gegen England ziehen, das setzt die Gegenwart des Krieges vor die Augen.

Du kannst ihren geschwinden Weg verfolgen, du kannst sie zählen, wenn du schnell zählen kannst, wie sie das Gewölbe des Himmels durchmessen und rasch am Horizont untergehen; du kannst dich verweilen und kannst ihre Rückkehr erwarten, oftmals nach nicht langer Zeit, dann steigen sie vom Horizont herauf, schneller noch und mit hellerem Singen. Ihr Weg ist nicht weit, ein Sprung nur gleichsam übers Meer.

Und so ist der Atem des Krieges wieder der Atem dieses Tages geworden, eine Traumstunde ist vorüber, und nun befällt das Antlitz des Krieges wieder die kleine Stadt. - Wohl schlagen wieder die

Glocken von St. Etienne, und auch das letzte Licht der Sonne ist noch nicht verblaßt, noch steht am Orte ihres Unterganges ein heller Schein; aber die Glocken schlagen die zehnte Stunde und machen über einen Augenblick den Tag zur Nacht. Die Stadt versinkt schroff in den Schlaf, kein Mensch auf der Straße, kein Licht in den Fenstern, kein Wort von Liebenden, die heimwärts gingen, kein Wort, kein Schritt... außer dem gleichförmigen Schritt unseres Postens, der laut und streng über die Straße geht.

So sind die französischen Städte und ihre Abende.

*

Ich denke an unseren letzten Abend daheim, es ist vor langem gewesen; damals stand das Land eben im späten Frühling. Der letzte Abend... weißt du dich seiner zu erinnern? Die Glocken läuteten ihn ein, die Glocken eines kleinen Fleckens, sehr weit von hier, zu Füßen unserer Berge. Über den Wiesen stand hohes Wasser, das Vieh war auf die Hänge emporgestiegen, und so kam ein zweites Glockenläuten auch von den Bergen her. Mücken trieben ihr Spiel im Abend, und weitab vom Wege, den wir gingen, du und ich, von den Häusern her erschallten die letzten Laute der spielenden Kinder. Schwalben waren freilich nicht mehr in der Höhe, die Dämmerung nahm zu und legte ihren grauen Kittel über einen zauberischen Sonnenuntergang.

Sagtest du, Frau: »Wir müssen Abschied nehmen, Lieber, von unsrer Liebe.«

Antwortete ich: »Ja, aber im Abschied liegt der Anfang schon vom Wiedersehen, und meine Liebe bleibt bei dir, hörst du, sie verläßt dich nicht.«

»Wohl«, sagtest du und hörtest doch kein Wort, »wohl, unser Wiedersehen, wann wird es sein?«

Nach vielen Tagen, vielen Nächten, nach einem Sommer...

*

Das war in Hirson, einem kleinen Ort südlich Laon; in einem großen Garten ging unser Bataillon zur Ruhe, nachdem wir einen langen heißen Tag und viele heiße Tage unterwegs gewesen waren, wohl auf den Wegen, über die der Krieg gestampft war, und doch noch ein, zwei Märsche weit im Rücken der Front, zum erstenmal betroffen von der Ahnung des Todes.

Ein großer Obstgarten mit Raum genug für unsere Zelte, als Dach darüber den wolkenlosen, hellen Himmel, an dem die Sonne zögernd und unendlich langsam sich hinunterlenkte. In der Dämmerung, bevor wir uns noch niederlegten, glaubten wir über dem Horizont ein Licht wahrzunehmen wie ein Leuchtzeichen, ähnlich einem Stern, der allmählich in die Tiefe sank. - »Da gibt jemand ein Leuchtzeichen!« sagten wir und stritten uns, ob es nicht doch ein Stern sei. »Kann man mit den Augen sehen, wie ein Stern wandert? Er war noch eben über diesem Ast! Jetzt ist er unter den Ast gesunken!« Hernach beobachteten wir den fahlen, tiefer sinkenden Schein, bis er plötzlich verlöschte.

Nach kaum einer Stunde kamen die englischen Flieger, unsichtbar am dunkel gewordenen Himmel und doch wohl zu vernehmen mit ihrem leisen, unheimlichen, lurrnden Ton... Mücken gleich, die über geschlossenen Augen schweben. Sie überflogen uns haargenau, zwei Flugzeuge, gingen in der Ferne unter und näherten sich wieder dem Orte unserer Unterkunft.

Plötzlich fiel ein Leuchtschirm. Man sieht einen winzigen glühenden Körper, er beginnt zu strahlen und verbreitet einen hellen Tag um uns her. Tageshelle... Der Leuchtschirm sinkt unendlich langsam, langsam fast wie die sinkende Sonne. Die Bäume über uns werfen das Schattenbild ihrer Zweige auf uns hernieder gleichwie ein gespenstisches Netz. Keiner rührt sich, wir liegen ausgestreckt und wagen nur die Augen am Leben zu halten; die Augen blicken empor gegen eine Gewalt, der wir, wehrlos, unterlegen sind.

Jäh greifen die grellen Arme der Scheinwerfer nun in die Höhe, fassen um sich wie die Arme eines Ungetüms, fuchen in der Weite der Nacht, überschneiden sich mit andern Strahlen. Und plötzlich steht das fahle Bild des Flugzeugs in ihrem Mittelpunkt. - Im gleichen Augenblick fährt eine Kette von leuchtenden Perlen zum

Himmel auf, die Geschosse der Flak, sie erreichen das enteilende Ziel nicht... jetzt erst folgt ihnen laut der Knall der Entzündung. Eine neue Folge emporraufender, leuchtender Punkte, eine andere von der anderen Seite, ein Feuerwerk am Nachthimmel! Aber das Flugzeug entgleitet ihrem sprühenden Bereich, wieder Stille. Die Scheinwerfer verlöschen.

Aus allen Richtungen flogen uns die Maschinen an, als ob sie wüßten, daß wir zu finden wären. Zuletzt fielen die Bomben, pfeifend durchschneiden sie die Luft, werden laut und kreischend, an das Ohr stößt ein Geheul wie von einem Winde... Aufschlag! Ein, zwei, drei scharfe Schläge - wieder Stille in der Nacht.

*

Marchieren, marschieren, die Füße gehören dem Körper nicht mehr und gehorchen fremden Gedanken, fallen auf die Straße nieder, erheben sich, zögern in der Luft und schlagen schwankend wieder auf, auf die Straße, die sie heiß und hart empfängt, wir schlagen mit den Füßen unseren Sieg aus der Erde, es gibt Schlachten, hat jemand gesagt, die muß der Kommißstiefel gewinnen, und die Sonne schreibt auf den Weg die müden, taumelnden Schattenbilder von den Füßen meines Vordermannes, nicht zu seiner, nicht zu meiner Freude, denn die Schatten meiner Füße mögen sich dem Hintermann ebenso taumelnd zu erkennen geben, es ist ein Spiel, was sich die Sonne mit uns macht, dort liegt ein Tank am Wege, regungslos, zer-schossen und zer schlagen wie ein wildes Tier, und drüber im Geäst der Esche singt ein Vogel, keiner hört sein Lied, Auge und Ohr und Mund gehören wohl dem Körper nicht mehr zu, so wie die Füße, die nur steigen, fallen, ohne daß ein Befehl sie mehr erreicht, ein Zug Gefangener kommt uns entgegen, müder noch als wir, gebeugt, erschöpft und blind und taub und stumm, wir ziehen vorwärts und uns zieht der Sieg, sie werden in den Untergang gezogen, kein breiter Baum, kein Schatten über uns, nur schmale schattenlose Eschen, die Füße fallen, steigen, fallen, hier liegt ein Toter auf dem Felde ausgestreckt, ein Schwarzer mit verkrampten Armen, verzerrt ist sein Gesicht, die Füße steigen, fallen, steigen, sind deine Lippen trocken, Kamerad, ich habe keinen Tropfen Wasser mehr, ich hülfe dir, wenn ich dir helfen könnte, ich kann es nicht, was tust du, nein, ich stürze nicht, nur diese Sonne, weißt du, nimmst uns den Verstand, nein, laß die Flasche fort und trinke selbst den letzten Schluck, ich nehme ihn nicht an, du brauchst für dich, was du noch hast, es geht schon wieder, gib mir nun wieder mein Gewehr, ich danke dir. Nur diese Sonne, weißt du, und die Straße ohne Ende, gut, also einen Schluck, wenn du mich zwingst, nur einen Tropfen auf die Lippen, schon gut, das reicht, wie lange noch, schon sieben Stunden, die Sonne rückt nicht weiter über uns, war das der Vogel, der da sang, sind wir denn noch nicht weiter, ein Vogel, weißt du, sang am letzten Abend, als ich von meiner Frau, sehr weit von hier, du, hörst du nicht, die Füße steigen, fallen, steigen, wie lange noch, wir müssen Abschied nehmen, Lieber, von unsrer Liebe, im Abschied liegt der Anfang schon vom Wiedersehen, ach, unser Wiedersehen wann wird es sein, nach vielen Tagen, vielen Nächten, nach einem Sommer lang...

*

Arras... zerstampft von der Gewalt deutscher Granaten, zertreten von der Schwere deutscher Bomben, Straßenzüge erscheinen wie geschleift. Hier sind die Häuser zerbrochen, die Wände gefallen wie Bäume unter einem Sturm, die Mauern aus der Feste geworfen, und in dem Feld der Trümmer stehen allein noch die Säulen der Kamine von der Erde bis zur Höhe, verkohlt, verqualmt, oftmals in sich verdreht, gebeugt, verzerrt - wie schauerliche Gräbermale. Manchmal noch hängt ein Fenster zwischen aufrechten Balken, aber hinter dem Fenster liegt kein Zimmer; manchmal schwebt eine Tür noch zwischen Pfosten, aber hinter der Tür steht kein Haus. Eine Kampfstätte, eine Schädelstätte, hier ist der Tod über Lebendigen und über Totes gefallen.

Andere Teile der Stadt hingegen finden wir unverfehrt. Wir halten, stehen auf der Straße und fuchen in dem schmalen Band von Schatten Platz, das zu Füßen der Hausmauern liegt.

Über uns ein engbrüstiges Haus; brüchige Fenster, hinter dem Fenster zu unseren Köpfen sitzt ein alter Mann, an seiner Seite ein



ZEICHNUNG: ERHARD ERDMANN (PK)

alte Frau. Sie schauen uns an, sie tragen ein Lächeln im Gesicht, nicken zu uns herab, von Zeit zu Zeit heben sie ihre Hände auf und winken uns in einer langsamen Gebärde.

Fromme, alt gewordene, graue Leute offenbar.

»Gottes Segen mit Euch!« sprechen sie. »Schlagt sie, treibt sie zur Hölle!«

»Was reden sie?« fragen die Kameraden.

»Sie wünschen Gottes Segen über uns.«

»So, frage sie«, drängen die Kameraden, »weshalb sie uns den Segen Gottes wünschen.«

»Sie reden auch davon, daß wir sie schlagen und zur Hölle treiben.«

»Frage sie, ob sie denn Deutsche sind«, rufen die Kameraden, »und weshalb, wenn sie Deutsche sind, sie denn nicht deutsch sprechen!«

Sie sind keine Deutschen, sie sind Franzosen.

»Weshalb wünschen Sie uns Gottes Segen, Herr, und einen guten Kampf, uns Deutschen?«

»Ihr seid Amerikaner«, antwortet der alte Mann. »Schlagt sie zur Hölle!«

»Nein, wir sind Deutsche.«

»Ihr seid Amerikaner, und es heißt, daß Ihr mit uns seid, und wo wir miteinander sind, werden die Deutschen nicht kommen!«

Unmöglich, kein Erfolg, ihn zu bekehren, wir seien die Amerikaner, unmöglich, daß wir Deutsche wären, hier seien die Deutschen noch nicht, aber hier seien mit uns nun die amerikanischen Freunde, hat man gelagt.

»Hier, was ist das?« beschwöre ich den Mann. »Das Hakenkreuz auf unferm Tuch! Wir tragen deutsche Uniformen!«

Er lächelt still und weise und schüttelt abwehrend das graue Haupt. Das also wußten die Franzosen vom Krieg und von der Wahrheit des Krieges.

*

Flandern ist ein sehr großer, unübersehbarer Garten, ein Garten gleichsam von düsterer Art, ohne Rosen; Nachtschatten füllen seine Ebene. - Ein großer Wiefengarten, der am Horizont beginnt und am Horizont sein Ende findet . . . kein Haus, kein Hof, kein Dorf nah und fern. Obstbäume stehen einzeln, in Gruppen manchmal, und sehen einer den anderen an, es gibt sonst nichts zu sehen . . . keinen Menschen, kein Getier, kein Leben überhaupt.

Flandern ist ein Garten des Todes, der Tod geht unsichtbar darin umher, über die Wiesen, durch die Bäume, von Ferne zu Ferne. Er geht und trifft felten eine kleine düstere Stadt, aus schmutzigen, dunklen Ziegelsteinen aufgebaut, mit armen, lebenstraurigen Häusern an grauen lebensverlassenen Straßen.

Ein Land des Todes, Städte des Todes, die zum Leben gar nicht zu erwachen wagen in der Zeit, die ihnen zum Leben gesetzt ist - zwischen den Kriegen. Sie sterben am Kriege und sind den Schlachten ein Hindernis, sie erheben sich wohl, wenn der Krieg über sie gegangen ist, und stehen von der umgepflügten Erde auf, aber sie gewinnen keine Höhe und keine Schönheit, sie gelangen nicht zur Reife, Blumen nicht und Bäume nicht, nicht Städte und nicht Menschen. Bevor sie erblühen, geht ein Krieg abermals über sie wie ein alle und alles verheerender Sturm. Mit dem Krieg kommt der Tod, der Gärtner des Gartens, und hält seine Ernte an grünem, kaum entfachtem Leben.

*

Heute erreichen wir Le Havre! Wie ein kühler Mittagewind lief die Nachricht durch die Reihen des Bataillons. Wir marschieren nicht mehr, hieß es, das Regiment schickt uns heut Lastwagen entgegen. - Gott sei Dank! sagten wir, die wir von den Panzerjägern sind, aus vollem Herzen. Mit dem Marschieren ist es also vorbei, sagten wir aus tiefster Seele, wir kommen zur Kompanie und endlich zu unseren Fahrzeugen!

Max aber, der der größte Genießer unter uns ist, sagte wohlgefällig: »Hört ihr, in eine Stadt geht es! In eine Stadt, die nicht zertrümmert und verbrannt ist, mit Menschen und Mädchen, mit offenen Gaststätten - und mit Bier!«

Die Erwartung fraß uns mit Haut und Haaren, waren die Lastwagen denn noch nicht zur Stelle? Wir verstaubten eilig unsere Siebenfachen in Wäschebeutel und Tornister, fahen hinaus auf die Straße, reinigten in Ungeduld die Unterkunft der letzten Nacht, warfen wieder einen spähen Blick nach draußen.

Antreten! Endlich . . . Schnell wie der Wind fanden wir uns auf dem kleinen Marktplatz des kleinen Ortes Fauville en Caude ein. Antreten! Ausrichten!

Aber wir waren gar nicht recht dabe!, drüben, am Rande des Platzes, standen die Fahrzeuge! Stillgestanden! Abzählen! . . . Als wir endlich aufgefressen waren, rauchten wir atmend die letzte Zigarette, wir opferten sie unserer Freude, tranken sie mit langen Zügen, behaglich und in dem frohen Gefühl, es ginge nun mit Gottes Hilfe heim - heim zur Pak.

Wir fuhren die breite, gerade Straße in der Richtung zum Meer. Hin und wieder stand einer auf und hielt Ausschau in die Ferne, aber das Meer, in dessen Nähe wir so lange marschiert waren, ohne der Küste doch nahe zu kommen, gab sich noch nicht zu erkennen.

Diese Fahrt verlief nicht ohne Vergnügen, denn wir saßen im letzten Wagen der Kolonne - und doch nicht im letzten. Uns folgte ein Fahrzeug, ein Fahrzeug? Mehr ein Karren, ein Vehikel sozusagen, man traute ihm nicht hundert Meter weit über den Weg. Aber es lief, es blieb keuchend zurück, wenn die Straße über einen Hügel führte, dann winkten wir spöttisch und gaben lächelnd mit der Faust das Zeichen zur schnelleren Fahrt, und tatsächlich, wenn es wieder bergab ging, holte die Kutsche allmählich auf.

Drei Mann von uns hatten darin Platz genommen; der Steuermann (man mußte ihn so nennen) war Kamerad Hohenwarter, und dieses bemitleidenswerte Gefährt war seine Errungenschaft, seine Entdeckung, sein stolzes Eigentum. Der Teufel mag nicht einmal wissen, wo er es gefunden hatte.

Jedenfalls setzte er seinen Ehrgeiz darein, im Solowagen in Le Havre einzug zu halten, und er erreichte die Stadt am Ende auch glücklich, ohne uns verloren zu haben.

Wir fuhren in Le Havre ein, nicht wie Panzerjäger, sondern wie Panzerschützen in ihrem Kampfwagen: wir standen aufrecht, wir standen auf Tornistern und Wäschebeuteln, überragten mit dem Kopf, Blick in Fahrtrichtung, die Streben, die als Dach und Träger der Plane über dem Wagen errichtet waren, hielten die Arme lässig aufgelegt und fuhren ein, wie Sieger.

Allen Ernstes: die Straßen zeigten sich belebt, Männer und Frauen gingen vorüber, Stände mit Obst und allerlei Waren umfäumten einen Platz, in den Geschäften Auslagen und auch Verkäuferinnen, dazu Kaffeehäuser, Gaststätten, Speisehäuser! Es war nicht zu fassen. »Bananen!« rief ich. »Zehn Pfund kaufe ich mir heute abend!« »Bananen!« antwortete Max wegwerfend. »Bier! Bier kaufe ich mir an die zehn Maß heute abend!«

Bananen oder Bier, in einem waren wir uns einig: hier war das Leben zu sehen, hier gab es Mädchen zu finden; und die sehr freudige Erwartung des Abends umfing uns einen wie den anderen.

Wir kamen ans Ziel und stiegen ab. Ein Zigarettenregen überfiel uns, und wir waren doch so ausgehungert nach Zigaretten! Hier standen Flieger und Infanteristen und gaben sie uns bereitwillig und händevoll zum Geschenk. Hier, noch ein paar Schachteln! sagten sie. - Habt ihr denn selbst genug? - Ja, will noch einer ein paar Schachteln? Hier könnt ihr Zigaretten pfundweise haben, es gibt riesenhafte englische Lager!

Angenehme Ausfichten! dachten wir. Wenn es nur erst Abend wäre. Nun nahm uns unsere Kompanie gleichsam in die Arme, endlich, nach langer Sehnsucht, nach langen Märschen und manch einem bangen Gefühl, wir könnten unter Umständen als Infanteristen eingesetzt werden und die Märsche würden dann kein Ende nehmen. Nein, hier waren wir nun am Ziel; dort standen unsere Geschütze (darunter eines mit allen Spuren der Kämpfe im Brückenkopf von Abbeville). Aus der Schreibstube empfingen wir eine große Büchse Zigaretten. Habt ihr denn Zigaretten? fragte der Spieß mit Freundlichkeit. Ihr habt wohl keinen schlechten Hunger danach? Und er reichte uns die Büchse. Da war nicht einer unter uns, der nicht leise lächelte. Wir waren zuhaus.

Welch eine Stadt! dachten wir. Herr, laß es Abend werden.

Es ging dann auch allmählich zum Abend hin, wir bezogen Quartier in einem sehr schönen, verlassenem Haus. Es wurde zum Dienstappell gerufen. Endlich!

Unsere Stiefel zeigten sich gepußt und glanzvoll, der Anzug nahm sich säuberlich gebürstet aus wie die erste Uniform stolzer Rekruten, wir waren rasiert, gefriegelt, zum Ausgang bereit.

Ende des Dienstappells.

Wir fragten: »Gibt es nun Ausgang in die Stadt?«

»Ausgang -?«

»Ja wohl, es ist unser erster Ausgang in Frankreich, und hier sind doch Geschäfte und Gaststätten geöffnet.«

»Ja, Ausgang gibt es schon«, hieß es.

»Ja?« sagten wir leise und aufatmend.

»Ja wohl!«, hieß es, »Ausgang bis zum Denkmal.« - -

Und das Denkmal stand zwanzig oder dreißig Schritte vor dem Tor unserer Unterkunft.

Zu meinen Bananen bin ich trotzdem gekommen, Max aber kam nicht zu seinem Bier. Kamerad Hohenwarter - nachträglich darf es wohl verraten werden - unternahm mit Todesverachtung einen Durchbruchversuch durch das Ausgangsverbot und fuhr mit seinem donnernden Vehikel in die Stadt, brauste am Posten vorüber und kehrte danach glücklich und mit reicher Beute heim.

*

Heute nun sind diese Dinge schon Vergangenheit geworden, und wir verbringen die Gegenwart in der Ruhe dieser kleinen Stadt. Wir sehen die Tage kommen und gehen und denken von einem Tage zum andern, was er wohl an Bedeutung bringe, vielleicht nichts anderes als seine Sonnenstunden und die Erwartung auf den nächsten Tag; vielleicht den Ruf, uns aufzumachen auf einen Weg; den wir die deutschen Flieger alle Stunden ziehen sehen . . . wer will das wissen? Wir warten. Wir stehen hier bereit und folgen unsern Fliegern mit den Augen und weiter nach mit unseren Gedanken; wir sind mit ihnen unterwegs, dort, wohin es nicht sehr weit ist, gleichsam nur einen Sprung übers Meer.

Wir warten, der Abend vergeht, die Glocken von St. Etienne schlagen die elfte Stunde, das Licht vergeht, ich sehe nicht mehr meine Worte, die ich schreibe, die Nacht vergeht, Tage und Nächte vergehen . . . unsere Sehnsucht aber vergeht nicht. Wir senden unsere Sehnsucht heim, von wo auch eure Sehnsucht sich wohl aufmacht, uns zu luchen und zu fragen - nach den Tagen, nach den Nächten, die vergehen müssen, daß wir wiederkehren, und die Ernte unseres Sieges wird geborgen sein. Ein Sommer ist vergangen, wie lange noch? In den Feldern steht der braune Herbst; der Herbst ist Erntezeit seit alterher.

Ante mirum Tagbuch

VON WOLFGANG SCHWARZ

Der Sternhimmel hatte sich hochgewölbt in der Nacht, da ich in den Gedanken dahinging, die ich nun aufschreiben will. Der erste Anhauch des Frühlings war in die Herzen gekommen und in die Wasser der Bergbäche, daß sie voll ungestümeren Drangs in die Weiten bekehrten und in die Gewanne des Morgenlichts. Die Knospen der Haarweide leuchteten wie die Kerzen der Anbetung. Und die Erde hauchte die ganze Kühle des Winters aus, auf daß sie alsbald die volle Süßigkeit des Maidufts einschlürfen könne. In dieser Nacht schritt ich als Feldposten an einem Rain entlang, an dem eine kahle Kastanie frierend der ersten Sonne zuharrte. Es war still ringsum. Das Dorf vor mir hatte die Augen längst zugemacht, und der Wald, der die Hügel halokrausenähnlich bestand, glänzte nur manchmal im Widerscheine des Mondes, der in herbsteblutroter Farbe über ihm aufgegangen war und nun blaß wie stets seine Bahn ging. Es war die Stunde eines ernsteren Geistes was um mich war.

Und ich dachte des Schicksals meines Volkes in dieser Stunde: wie es dem Frühlinge gleich ist, der in die Kälte der Winternacht kommt, um den Ausgang eines helleren Lichts zu verheißen; wie es der Seele gleich ist, die himmelstrunken sich in die Maiennacht schenkt, um ihrem Gotte ganz nah zu sein, wie es dieses hochaufstrebenden Drangs wegen aber auch immer mehr Opfer und mehr Gefahren und auch mehr Tod zu erleiden hatte als andere Völker auf dieser Erde.

Ich dachte der mannigfaltigen Gestalten dabei, die dieses Schicksal durch die Geschichte hindurch verfolgen und es zuhöchst verkörpern als das Geschick eines Jünglings, der die Augen voll Traum hat und die Seele voll unbezwinglichem Mut und der seiner reinen Sehnsüchte wegen, so als dürfe die Hand der Welt ihn nicht erst erreichen, fast stets schon frühzeitig von der Erde genommen wird.

Es kam mir auch in den Sinn, daß ein Franzose von den Deutschen gesagt hat, daß sie nicht zu leben, wohl aber zu sterben verständen. O nein, dachte ich mir, es ist die wahrhafte Weise des Lebens, was wir Deutschen verstehen, wenn es bisweilen auch aussehen wolle, als ob wir uns in der oberflächlichen Daseinsweise nur allzu linksch bewegt. Jene wahrhafte Weise des Lebens ist die, welche im großen Dienst an den Idealen dahingehet und nicht

im allzutäglichen Wechsel von Werk und Genuß allein. Und die Opfer und Tod einschließt, weil sie dem größeren Wert nur mehr als Fruchtboden dienen. Und die der Lebensweise des jüngerhaften Herzens verwandt ist.

Unergründlich, dachte ich mir, bist du, mein Volk, in deinem Schicksal. Die schwersten Stunden waren auf dich gelegt, auf daß du sie trügest und dir der reine Morgen danach erstrahle. Du hast in deinen Dichtern und Künstlern die inbrünstigsten Boten einer unendlichen Herrlichkeit aus deinem Schoße geboren. Wie kein anderes Volk bist du voll Sehnsucht in die weiten Räume der Erde und des Himmels. Wie kein anderes Volk aber mußt du den Tod als Begleiter an deiner Seite dulden, den Tod als Freund; denn aus dem Sterben deiner Helden nimmst du noch immer deinen überwindlichen Glauben an die glückliche Zukunft, die dir beschieden ist, und an deine besondere gottgegebene Berufung als Verkünder des freien sternhinanstrebenden Geistes.

Der Sternhimmel hatte sich hochgewölbt in der Nacht, da ich in den Gedanken dahinging, die ich nun aufgeschrieben habe. Als ich auf meinem Feldposten abgelöst wurde, stieg der Morgen bereits über die Wälder herauf.

*

Es ist langsam Winter geworden in der kleinen östlichen Stadt, in der ich als Soldat eines deutschen Besatzungsbataillons auf Posten zu stehen habe: in einen grauen Wolkenpelz eingemummt hat sich der Himmel, und während es im einbrechenden Abend zu schneien beginnt, ist es mir, als seien die Hütten mit den tief herabgezogenen Dächern die weißen Schafe und der Himmel darüber der Hirt, der seiner Herde zugeneigt mit der Mondlaterne die Wache hält. Ich habe das Gefühl eines nahen Verhältnisses zwischen Himmel und Erde in diesem östlichen Land, dessen Fluren in unendlichen gotthinklingenden Linien der königlich aufgehenden Sonne zulaufen: an das Wort Rilkes vom »Land, das an Gott grenze« denke ich allemal, wenn ich tiefer in das Geheimnis des mich umgebenden Lebens zu sinnen trachte.

Wo es von Verlorenheit in den Sinn kommen mag, ist in Wahrheit ein Stück Heimat, das freilich, wie alle Heimat, erst gewonnen werden muß. So kommt es mir ein. Und ich denke an die frühen Ausfahrten deutscher Reiter und Dichter in die scheinbaren Welt-

verlorenheiten der Ferne, in denen sich dennoch stets das Frühlingfeld neuer Seinskräfte fand. Auch der Osten ist eine solche Ferne für die ausfahrenden deutschen Reiter und Dichter gewesen. Und er ist es heute in gleichem Sinn.

Die deutschen Ordensritter und Heinrich der Löwe sahen die östlichen Gemarken mit dem Sonnenaufgangsglauben ihrer Menschen; aus ihrer Lichterfülltheit und Wachstumsfülle wollten sie einen Strom leiten in die eigenen deutschen Lande. Und was sie als Herrscher ersehnten, so kommt es mir ein, ersehnten die Priester und Nonnen in den westlichen Klöstern des ausgehenden Mittelalters als Erneuerer der Seelen. Sie schrieben vom »fließenden Licht der Gottheit«, dessen unsichtbarer Kelch auf dem Altare des Ostens stehe. Und als die Mystiker, als die Schauenden gegenüber den verstandmäßig Müden, weiteten sie die Kreise der Erde in die Sphäre darüberhin, wie die östlichen Landschaften - so sagten sie - ihre irdische Fluren in die himmlischen hineinklingen lassen. Und wenn es auch rein feilisch erlebte Landschaften waren, die vor den Mystikern aller Zeiten auftäumten, so verbanden sie sich doch allemal mit dem Charakter des Ostens, in dem die größere Nähe Gottes gewittert wurde.

Ich sinne immer weiter: die geschichtlichen Läufe, in denen der deutsche Geist von der Unruhe und Maßlosigkeit und vom Unendlichkeitsverlangen ergriffen war, scheinen sich mit dem Osten zu verbinden: wie die mittelalterlichen Prediger die Gottnähe des Ostens, so suchten die Romantiker das Mysterium der Fruchtbarkeit in der östlichen Landschaft. Die Formen des urhaften Wachstums, die Seele, das Volk, die Dichtung, wurden angesichts der östlichen Vitalität gegen die Äußerungen einer intellektuellen Entwicklung gesetzt, den Geist, den Staat, die Philosophie. Haman und Herder,

selbst Ostländer, mahnten zu einer Theodizee. In dem Bewußtsein der natürlichen Kräfte mit ihrem Inneren göttlichen Ziel gegenüber der Theodizee, die sich der klügelnde Verstand des Westens, in Leibniz verkörpert, mit seiner Begriffe bildenden Wissenschaft ausgedacht hatte. Novalis sang von der Morgenröte und der Gottankunft in ihr, wie viele Jahrhunderte vorher bereits Jakob Böhme, unverstanden von seinen Mitmenschen, verkündet hatte. Und was alles hatte sich an deutscher Unruhe und deutschem Unendlichkeitsverlangen vorher schon den Osten zur Heimat gewählt und was späterhin? Friedrich der Große und der Prinz Louis Ferdinand suchten ihn als Soldaten und Fleming und Paul Gerhardt und die Romantiker und ungezählte Heutige, darunter vor allem Hermann Stehr, suchten und suchten ihn als Dichter. »Wenn du weiter nach Osten wanderst bis zu jenem wunderfamen Wald, in dem sich Himmel und Erde vereinen, wirst du den lieben Gott sehen«, heißt es in einem polnischen Märchen, das mir ein kleines Mädchen mit weißem Zwerghäubchen und roten Gamaschen in der kleinen östlichen Stadt erzählte. Und dies mag es sein, fürwahr, was die Deutschen so oft in den Osten gelockt hat. In die Verlorenheit, als welche das Leben dort zuerst anmutet. In die Heimatlichkeit jedoch, als welche sich diese Verlorenheit in ihrer wahren Gottinnigkeit bald erwie.

Indessen ist um mich herum alles verschneit. Der Winter hier ist geheimnisvoll. Zuletzt, als die Turmuhr schlägt, denke ich eines Wortes von Leo Frobenius: das Deutsche Reich gleiche, so sagt er, wenn man es auf der Landkarte ansehe, einem Haupt, dessen Hinterkopf im Westen ruhe, dessen Angesicht jedoch sehnsüchtig und voller Stolz in den Osten gewandt sei, um dort die Zukunft zu schauen.

Z E I C H N U N G : E R H A R D E R D M A N N (P K)



Der steigende Stern

V O N W E R N E R S T E I N B E R G

Der Abend ist herabgesunken, das dunkle Tuch umhüllt die ganze Welt. Die Schatten sind aus der Erde aufgestiegen, aus dem Garten vor dem kleinen Hause da draußen dicht vor der Stadt sind sie emporgestiegen, und sie erfüllen nun das Zimmer, darin Johanna und er, der andere, den sie einmal verschmähte, einander gegenüberstehen.

Johanna hat die Rechte auf das Fensterbrett gelehnt, sie steht gegen das lichtere Fenster, und sie schaut hinaus, hinauf in den Himmel, da die Sterne flimmern und der Mond tröstlich und groß und silbern über die Welt zieht. . . Sie schaut nicht in das Zimmer hinein; aber sie weiß, daß der andere, vom Dunkel verschlungen, von den Schatten bedrängt, immer noch hier ist, leibhaftig, mit seiner ganzen Körperlichkeit. Und schmerzlich bedrängt sie wiederum das Gefühl des Verlassenseins, das sie nun seit drei Monaten erfüllt, als sie erfuhr, daß der Liebste im Felde fiel. . .

Schwer und mühsam hört sie nun auch seine Stimme.

»Johanna«, sagt er, »ich will nicht, daß Du das vergißt, was gewesen ist. Ich weiß wohl, wie sehr ihr euch geliebt habt, und ich begreife, gerade aus meiner Liebe zu Dir heraus begreife ich es, daß man jene Stunden nicht vergessen kann. Aber er ist gefallen, er hat sich geopfert - und nun soll Dir nichts bleiben, als ein leeres Andenken, das von Tag zu Tag grauer werden wird wie eine vergehende Photographie? Willst Du damit Dein Leben erfüllen? Du kannst es doch nicht, und das weißt Du doch auch. . .«

Er schweigt und ringt schwer um die Worte.

»Ich weiß es«, denkt sie, »wie soll das auch werden, ich verstehe es selbst nicht. . .« Und in diesem Augenblick glaubt sie, daß er sie vielleicht, vielleicht doch überwinden werde, und daß sie ihm ein Versprechen für die Zukunft geben wolle. . .

Da bedrängt er sie weiter. »Ja«, spricht er, »Du antwortest mir nicht. Und doch wirst Du einmal meine Frage beantworten müssen. Als Du mich damals von Dir stießest, da hattest Du vielleicht recht. Denn Du liebtest ihn. Aber heute ist alles anders geworden, das Leben hat alles gewandelt, und vielleicht auch der Tod. Glaube mir doch, daß ich Dich liebe! Ich kann es Dir nicht beweisen, ich kann es Dir nur sagen - aber Du wirst es spüren, wenn wir einmal später zueinander gefunden haben. Ist es denn so viel, was ich von Dir

verlange? Ich will doch nur, daß Du mir zurückst und daß Du sagst, ich solle wiederkommen, in Monaten oder vielleicht auch in Jahren. . . Ich will warten auf Dich, glaube es mir!«

Johanna muß leise lächeln. Sie denkt daran, wie die Zeit verrinnt und so vieles mit sich den Strom hinunterträgt in das ewige Vergessen. Aber dann glaubt sie doch, daß er wiederkommen würde, wenn sie ihm sagte: In Jahren. . . und die Schwermut überfällt sie aufs neue.

Sie hört keinen Atem. Er wartet, wartet. . . Sie soll ihm eine Antwort geben, und sie kann, sie kann es doch nicht! Das Antlitz des Liebsten taucht vor ihr auf, er nickt ihr nicht zu, er verneint nicht mit dem Haupte, er schaut sie nur schweigend und lange, lange an, und sie weiß: Auch er wartet, wartet, daß ich mich entscheide, und erst dann wird er mir ein Zeichen geben, ob ich recht getan habe oder nicht, dann, wenn es - vielleicht - bereits zu spät ist!

Sie muß aufstöhnen.

Hinter sich, im Zimmer, hört sie einen Schritt. Vielleicht will er ihr zu Hilfe eilen; aber verzagend stockt er wieder. Und wieder weiß sie: Er wartet, wartet. . .

Sie hebt ihren Blick wieder von den Schatten des Bodens, darin er versunken war, und schaut hinauf in den Himmel. Und die Sterne flimmern, flimmern. . . Die Uhr geht auf Mitternacht, da die Welt ihr dunkelstes Gewand anlegt. Und obgleich es schon so spät ist und Johanna es kaum zu glauben vermag, ist es ihr, als stiege aus dem unendlichen All ein neuer Stern zu den vielen anderen. . .

Sie wendet die Augen weg, um schärfer sehen zu können, und sie schaut wieder hinauf. Und wirklich: Ein Stern, ein ganz kleiner, zitternder Stern ist erschienen in dem tieferen Dunkel, er ist wie ein Traum, unwirklich, er bebt, als ob er fröre - aber er ist da, unleugbar, er ist da, und ebenso körperlich und leibhaftig, wie der wartende Mann im Raum hinter ihr.

Da lächelt sie.

Und sie wendet sich dem Zimmer zu. Sie schweigt noch einen Augenblick; aber nun weiß sie genau, was sie sagen wird, es ist eine feste Gewißheit in ihr.

»Siehst Du«, beginnt sie mit heller, klingender, starker Stimme, »Du hast mich gefragt, und nun kann ich Dir doch nicht antworten, ehe auch ich Dich gefragt habe«. Sie sinnt eine stumme Weile und fährt dann fort: »Als er das letztemal bei mir war, kurz bevor er sein Leben hingab für seine Heimat, da gab es eine Stunde, in der wir uns sehr lieb hatten. Und diese Stunde ist nicht vergangen, sie ist in mir und wächst und wird zu einer immer geliebteren Wirklichkeit. Ich weiß, daß er, der Tote, vergehen würde in den vielen Jahren des Angedenkens, die über ihn hinwegbraufen werden, und über jeden Hügel wächst der Efeu dichter und dichter. . . Und doch werde ich schon in kurzer Zeit seine Augen wieder dicht vor mir sehen und seinen Mund und seine Stirn - alles, alles. Er wird wieder bei mir sein, und ich werde ihn tiefer lieben können, als je vorher.« Sie zögert, aber dann fährt sie tapfer fort: »So also ist es mit mir und meiner Liebe bestellt. Und nun kommst Du und fragst mich danach. Und ich frage Dich nun zurück: Würdest auch Du das Kind, das ihm gehört, lieben können, wie ich - würdest Du niemals einen Groll in Deinem Herzen verspüren, würdest Du ganz in ihm versinken und aufgehen können und so erst hinwachsen zu mir? - Ich frage Dich das, und Du weißt, daß Deine Antwort zugleich auch die Antwort auf die Frage ist, die Du an mich richtetest.

Johanna schweigt.

Mühsam geht der Atem des Mannes und bedrückt.

Dann hört sie, wie ein Stuhl gerückt wird, als stoße einer daran, und sie vernimmt vorsichtige, leise Schritte und weiß, daß nun die Tür aufgeht und schweigend wieder geschlossen wird.

Da wendet sie sich zurück. Sie lächelt. Sie fühlt, wie stark ihre Liebe ist, die den da draußen und ihr Kind fest umschließt. Sie weiß, daß er lebt in ihr, und es ist ihr, als streichele eine Hand zärtlich über ihr Haar.

Sie blickt in den Himmel hinauf. Nun ist es Mitternacht. Und der kleine, behende Stern steht größer und strahlender im Zenith, wie ein Gruß aus dem All. . .

Viel Sänger singen weit und breit,
Sie singen in Jorn und Harm,
Sie wollen wecken die träge Zeit
Aus des Schlummers bleiernem Arm.

Im Schlummer sterben die Völker hin,
Am Banner schläft der Soldat,
Am Busen der Zeit, der Schlaferin,
Da schlummert die große Tat.

Die Freiheit schlummert im harten Schoß
friedseliger Tyrannel,
Nur der Krämer, er lucht noch ruhelos
Sein goldenes Strauenei.

Viel Lerchen schwirren im Sonnenlicht,
Indes die Gebirge ruhn,
Sie stören den Schlaf der Lawine nicht,
Der Donner, er wird es tun.

Und können die Sänger mit Wort und Klang
Nicht erschließen das Aug' der Zeit:
So wollt' ich, es brache den Schlummerzwang
Ein großer, grimmer Streit,

So wollt' ich, es stürzte Geschlecht auf Geschlecht
Und donnerte Stamm auf Stamm,
So wollt' ich, es sprengte das Mordgefecht
Der Erde vermorschten Damm.

Komm, Schlachtengebrull, du Donnerwort,
Mit Wundengeklaff und Tod,
Mit Volkergroll und Völkermord
Und Volkermorganrot!

Komm, klingenwechsel und Schwerterblitz,
Komm, rasseln der Reitersturm,
Vor deinem Atem, du Mordgeschut,
Zerfahre Mauer und Turm!

Und bricht entzwei die alte Welt,
Vom Stoß zusammengedrückt:
Viel besser, daß sie in Trümmer fällt,
Als daß sie schlafend erstickt.

Das Hirn der Zeit ist ehern,
Es ist verstockt, verstaubt,
Es hat entflammten Sehern
Noch immer nicht geglaubt.

Es hat Gebet und Jammer
Noch nichts darüber vermocht,
Wenn man mit eisernem Hammer
Nicht donnernd daran gepocht.

Das Ro der Zeit wälzt träge
Am liebsten im Kote sich,
Da frommen nur Geielschlage
Und spitziger Sporen Stich.

Es brachte Liebkosen und Schmeicheln
Es nimmer noch von der Stell':
Man muß es blutig streicheln
Sein dickes Buffell.

Das Feld der Zeit ist steinig,
Es trägt nicht Blüte noch Frucht,
Der Pflug zersplittert schleunig,
Der drin zu wühlen versucht.

Man muß mit ganzen Geschwadern
Es stampfen locker und weich,
Man muß des Erdreichs Adern
Aufreißen mit Schwertesstreich.

Wer reitet beherzt und wacker,
Wer zwingt das störrische Pferd,
Wer pflugt den steinigen Acker
Mit dem schneidigen Helden Schwert?

Das Ro bleibt unbezwungen,
Das Feld bleibt ungestört;
Und was ich hier gelungen,
Wird bleiben ungehört.



Hauptmann Ennecerus



Oberst Fischer



Oberleutnant Meißner



Leutnant Prochaska



Gen. v. Vietinghoff, gen. v. Scheel



Konteradmiral Schmundt



Major Welzel



Oberst Wolff

Oberst Bruno Bräuer

wurde am 4. Februar 1893 zu Wilmannsdorf im Kreise Jauer (Schlesien) als Sohn eines Kriegsinvaliden aus den Kriegsjahren 1870/71 geboren. Nach Absolvierung der Volksschule kam er für die Jahre 1905 bis 1908 in die Militärknabenerziehungsanstalt Annaburg und dann bis 1910 in die Unteroffiziersvorschule Greiffenberg in Preußen. Nach Beendigung der Unteroffizierschule Treptow an der Rega wurde er im Dezember 1911 zum Gefreiten ernannt und am 1. April 1912 zum Infanterie-Regiment 155 veretzt.

Im Juli des gleichen Jahres wurde er zum Unteroffizier befördert und ging mit seinem Regiment ins Feld. Am 14. Oktober 1914 erhielt er an der Westfront das Eiserne Kreuz II. Klasse und wurde im Oktober 1915 zum Sergeanten und im Dezember 1916 zum Vizefeldwebel befördert. Zu einer Sturmkompanie veretzt, erhielt er im April 1917 das Eiserne Kreuz I. Klasse und wurde im Oktober zum Offizierstellvertreter befördert. Am 7. August 1919 erfolgte seine Ernennung zum Leutnant und im September 1920 sein Übertritt von der Reichswehr zur Polizei. Hier wurde er 1923 Oberleutnant, 1928 Polizeihauptmann und 1935 Polizeimajor.

Am 1. Oktober des gleichen Jahres wurde er in die Luftwaffe übernommen, und zwar in das Regiment General Göring. Zunächst im Rahmen dieses Regiments und später im Rahmen eines Fallschirmjäger-Regiments erfolgte seine Verwendung als Bataillonskommandeur und später als Regimentskommandeur.

Am 31. Juli 1939 wurde er zum Obersten befördert.

Der aus dem Unteroffiziersstand hervorgegangene Oberst Bräuer führte sein Regiment unter heldenmütigem persönlichen Einsatz an wichtiger Stelle zu einem durch tapferes Ausharren erkämpften Erfolg.

Oberstleutnant Dietrich von Choltitz

wurde am 9. November 1894 zu Wiese gräflich bei Neustadt in Oberschlesien geboren, war sächsischer Kadett und trat 1914 als Fähnrich in das Infanterie-Regiment 107 ein.

Der junge Offizier wurde im Weltkrieg Bataillonsadjutant, nahm an der Marne Schlacht und an den schweren Abwehrschlachten im Westen teil und wurde dreimal verwundet. Im Reichsheer führte er als Rittmeister eine Reiter Schwadron und seit 1937 das Infanterie-Bataillon, an dessen Spitze er während der Kämpfe in Holland den später eintreffenden Panzerverbänden den Weg über die Maas offenhielt.

Oberst Fischer

Oberst Wolfgang Fischer, der am 11. Dezember 1888 zu Carolath bei Freystadt geboren wurde, begann seine militärische Laufbahn 1910 als Fahnenjunker im Infanterie-Regiment 154. Während des Weltkrieges stand er als Adjutant höherer Stäbe beim Landwehrkorps im Osten. 1938 übernahm er als Kommandeur das Infanterie-Regiment 69. Seit 1939 steht er an der Spitze einer Schützenbrigade. Oberst Wolfgang Fischer erzwang mit seiner Brigade, an deren Spitze er selbst vorstürmte, den Übergang über die Maas und bildete trotz schwerer feindlicher Abwehr einen starken Brückenkopf. Im weiteren Verlauf des Durchbruchs war auch die Wegnahme der starken Seefestung Calais im wesentlichen das Verdienst von Oberst Fischer und der von ihm geführten Truppen.

Oberstleutnant Fritz Iwan

Fritz Iwan trat während des Weltkrieges beim Infanterie-Regiment 51 ein und kämpfte in den schweren Abwehrschlachten auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Nach dem er 1917 im Wyt-schaete-Bogen zum dritten Male schwer verwundet worden war, wurde er 1918 als Führer einer MG.-Kompanie zum deutschen Asienkorps kommandiert, dessen ruhmvoller Einsatz an der Palästinafront bekannt ist. 1923 trat er zur Kavallerie über. Bei der Neubildung der schnellen Truppen unseres Heeres übernahm er das Kommando einer Abteilung in einem Kavallerie-Schützen-Regiment, an deren Spitze er sich in Südpolen beim Vormarsch über den San und nun auch wieder bei der erfolgreichen Offensive auf dem westlichen Kriegsschauplatz in besonderer Weise auszeichnen konnte.

Oberst Jordan

Oberst Hans Jordan überwand mit seinem Regiment in schwerem feindlichem Feuer die Maas und traf, selbst weit vorn, die erforderlichen Maßnahmen für die Fortführung des Angriffs, die den Erfolg des Tages bedeuteten. Unter seiner kaltblütigen Führung nahm das Regiment Befestigungen, deren Ausschaltung für die Durchführung der Gesamtoperationen von großer Bedeutung war.

Oberst Hans Jordan, der 1892 im Kreise Raftatt geboren wurde, trat 1912 in ein Infanterie-Regiment ein und rückte 1914 als Leutnant ins Feld. Beim Vormarsch im Westen wurde er durch Knie-schuß verwundet. Im Verlauf des Krieges zeichnete er sich als Führer einer MG.-Kompanie und als Bataillonsführer aus. Nach Einsatz in einem Freikorps wurde Oberleutnant Jordan in das Reichsheer übernommen.

Der Dienst in der Truppe wechselte ab mit der Tätigkeit als Lehrer und Kommandeur an mehreren Kriegsschulen. Seit Beginn dieses Krieges steht Oberst Jordan an der Spitze eines Infanterie-Regiments, mit dem er sich durch hervorragende Tapferkeit auszeichnete. Auch der Wehrmachtbericht vom 25. Mai erwähnt in Verbindung mit den Kämpfen im Gebiet von Maubeuge seinen Namen.

General der Kavallerie Ewald von Kleist

Sein Name ist den Schlesiern ein Begriff. Unter seinem Befehl vollzog sich aus den wenigen Kompanien, Schwadronen und Batterien des Hunderttausend-Mann-Heeres, die in Schlesien stationierten, der Aufbau des stolzen VIII. Armeekorps.

General von Kleist wählte nach seinem Abschied Schlesien als Heimat. In Weidebrück bei Breslau lebte er auf seiner Besitzung, bis der Führer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht ihn in den denkwürdigen Tagen der Wiederheimkehr des Sudetenlandes abermals rief. In der Zeit vom 25. September bis 24. Oktober 1938 übernahm er die Stellvertretung des Kommandierenden Generals des VIII. Armeekorps. Als alter Soldat, der, wie seine Väter es durch die Jahrhunderte getan haben, nur dem Dienst für Volk und Vaterland lebt, stellte er sich im Herbst des vergangenen Jahres sofort wieder zur Verfügung. Er machte den Polenfeldzug als General und Führer eines Armeekorps mit und steht nun an der Front im Westen.

Paul Ludwig Ewald von Kleist wurde am 8. August 1881 in Braunfels, Kreis Wehlar, als Sohn des Geheimrats Dr. Hugo von Kleist geboren. Im Jahre 1901 wurde er Leutnant, im Jahre 1910 Oberleutnant. Nach dem Besuch der Kriegsakademie in den Jahren 1910 bis 1913 wurde er im März 1914 beim Husaren-Regiment Nr. 14 zum Rittmeister ernannt. Den Weltkrieg machte er als Generalstabler mit. Nach dem Zusammenbruch wurde Ewald von Kleist in die Reichswehr übernommen. 1926 kam er als Oberstleutnant und Chef des Stabes der 2. Kavallerie-Division erstmalig nach Breslau, wurde 1929 Chef des Stabes der 3. Division in Berlin und bald danach Oberst und Kommandeur des 9. Infanterie-Regiments in Potsdam. 1932 übernahm er als Generalmajor das Kommando der 2. Kavallerie-Division in Breslau in Nachfolge des Generalleutnants von Rundstedt. Am 1. Oktober 1933 erfolgte seine Ernennung zum Generalleutnant und Kommandeur der 8. Division in Breslau. Am 15. August 1934 wurde er Kommandeur der Heeresdienststelle Breslau. Am 14. Juni 1935 erfolgte seine Ernennung zum Kommandierenden General des VIII. Armeekorps und Befehlshaber im Wehrkreis VIII. Am 1. August 1936 wurde er zum General der Kavallerie befördert.

Oberleutnant Langenstraß

Oberleutnant Langenstraß, dessen Tat bereits im OKW.-Bericht vom 25. Mai erwähnt wurde, nahm an der Spitze seiner Pioniere ein neuzeitliches Fort bei Maubeuge, das einen Eispfeiler dieser Festung bildete und den Weg für den entscheidenden Angriff sperrte. Oberleutnant Langenstraß steht im 27. Lebensjahr, er stammt aus Pommern und begann seine Offizierslaufbahn in einem Pionierbataillon.

Oberleutnant der Luftwaffe Meißner

Joachim Meißner ist der Sohn des Bauern Ernst Meißner aus Groß Wandriß im Kreise Liegnitz. Am 12. Mai erhielt Meißner als Leutnant das Eiserne Kreuz I. und II. Klasse, am 13. Mai wurde

E I N M A R S C H I N P A R I S . . .

Vom Spiegelsaal zum Park geh' ich hernieder,
Der Mond zerfließt zu silberner Musik.
Ein Hauch von Frieden steigt aus Busch und Flieder,
Nur fern am Horizont grollt noch der Krieg.

Heut stand ich in Paris für sieben Stunden
Und sah den Einzug unsrer Division,
Der Bogen des Triumphes, kranzumwunden,
Hallte von Marschtritt und Fanfarenton.

Aus hellen Augen blitzten Ruhmestaten,
Jahrzehntealte Schmach war abgetan.
Zu Häupten des unsterblichen Soldaten
Zog adlergleich ein Flieger seine Bahn.

Fern dröhnt die Schlacht. Doch still und abgeschieden,
Als wären alle Tränen ausgeweint,
Ruht hier das Land. Des Mondes guter Frieden
Umarmt mit mildem Lächeln Freund und Feind.

H E L M U T H R I C H T E R





UND IN BRESLAU

AUFN.: FOLKERTS (PK) SCHERL (1), MARGOT LEINKAUF (3)



SCHLESISCHE SOLDATEN

V O N * * *

Unter den Gauen des Reiches ist Schlefien gerade nicht einer von denen, welche die Natur verschwenderisch mit Gütern bedachte, die das Leben üppig und angenehm und den Geist der Menschen beschwingt und fröhlich machen. Gegenüber dem fagenstolzen Rheinland, der sonnigen Pfalz, dem gesegneten Land der schwarzen Erde, dem fangesfrohen Oberbayern und den anderen Gauen, deren Vorzüge in den Reisehandbüchern mit zahlreichen Sternchen gar rühmlich vermerkt und in den Werbefchriften der Verkehrsvereine nicht allzu bescheiden gepriesen werden, ist Schlefien ein harter Gau. Abseits von den breiten und bequemen Wegen überkommener und gedankenloser Vergnügungsreisen öffnet es sich nicht allzu willig dem zufälligen Besucher. So wie feine Menschen, des eigenen Wertes wohl bewußt und abhold äußeren Scheins, nicht gar leicht zu kennen und zu verstehen sind, ist auch das Land still und genügsam und weniger nach außen als sich selbst zugekehrt. Und doch ist Schlefien schön! Aber damals wußte ich das nicht, als ich vor nun fast 30 Jahren aus meinem rheinischen Standort in ein schlefisches Regiment versetzt wurde. Wie eine Strafe empfand ich den Wechsel. Nicht anders die Kameraden beim Abschiedstrunk im Kafino: »Prost! Haft du dir auch schon ein polnisches Wörterbuch gekauft? ... Schreib bald mal, wie dir der Grüneberger schmeckt, und ob das tatsächlich richtiger Wein ist!« Das letzte, was ich hörte, war, daß ich die Füchse grüßen soll, die sich da irgendwo Gute Nacht fagen...

Als ich dann nach Schlefien kam in meine neue Garnison, in die kleine alte Festung an der Oder, da war alles so, wie ich es heimlich gefürchtet hatte. Wäre nicht der überall gleiche und gewohnte Dienst gewesen und der überall gleiche Geist des Kameradenkreises, ich hätte mich unglücklich und einsam gefühlt. Alles schien mir fremd und so ganz anders als bei »uns zu Hause«, die Häuser enger und aneinandergedrückt, die Straßen holpriger, die Menschen verschlossen, die Landschaft reizlos und abwechslungsarm. Die Oder - ich weiß heute noch nicht warum - stimmte mich traurig, und ich sehnte mich zurück; ich hatte Heimweh nach dem Rhein. Der Ausbruch des Krieges erschien mir fast wie eine Erlösung.

Dann lernte ich im Felde den Schlefier kennen. Ich führte eine schlefische Batterie. Einer meiner Offiziere stammte aus einer Oberförsterei in der Krappitzer Gegend; die beiden anderen waren

Reserveoffiziere, einer ein Lehrer aus dem Waldenburgischen, der andere Rechtsanwalt aus Breslau. Mein Etatsmäßiger war in Oels zu Hause, mein Richtunteroffizier in Ratibor, der Fourier im Kreife Rosenberg. Noch heute bewahre ich unter meinen Kriegsandenken die Taschenstammrolle meiner alten Batterie, und sie zeigt, daß bei dem rein schlefischen Erfatz jeder Teil der Provinz vertreten war. Mein Burfche mit dem fast unaussprechlichen Namen Wrzebinski, den ich deshalb nur Anton nannte, war ein Bergmann aus Königshütte. Er war mehr als eine »treue Seele«. Er fiel, als er bei Peronne in der Sommefchlacht trotz Verbots mir meine Heimatpost aus der Feuerstellung auf die vorgeschobene Beobachtungsstelle bringen wollte.

Wenn ich jetzt, nach fast einem Vierteljahrhundert, diese Namen lese, so stehen sie noch alle vor mir, als hätte ich sie gestern entlassen. Es waren - mit ganz geringen Ausnahmen, und in welcher Gemeinschaft gäbe es keine schwarzen Schafe? - prachtvolle Kerle; es waren Soldaten. Ich erinnere mich gut an den Kanonier Winkler, den jüngsten und kleinsten in der Batterie, einen Bauernsohn aus der Görlitzer Gegend. Bei Bouchavesnes hat er trotz schweren Artilleriefeuers in Brand geratene Kartuschkörbe gelöscht, indem er mit dem Spaten Erde darauf warf, bis die Splitter einer allzu nahe einschlagenden Granate ihm den Spatenstiel zerschlugen. Mit dem Rest des Stiels, der ihm in der Hand geblieben, kam er in den Unterstand gekrochen, um sich einen neuen Spaten zu holen.

Da war auch der Obergefreite Berner. Sein Vater besaß einen Gerichtskretscham, ein Wort, das ich damals zum ersten Male hörte. Der war Fernsprecher. War der im Unterstand, dann brauchten keine Freiwilligen gefucht zu werden, wenn der Draht zerschossen war. In meinem Tagebuch steht, daß er in der Zeit vom 23. bis 29. August 1916 die Fernsprecheitung von der Feuerstellung im Marriére-Wald zur Beobachtungsstelle vierunddreißig Mal geflicht hat. Am 30. August - auf der 35. Störungssuche - ist er gefallen. Das sind nur einige Beispiele für den Geist dieser Batterie, auf die ich stolz war. Und so lernte ich den Schlefier kennen, und durch ihn seine Heimat. Denn wenn wir zusammenfaßen im Unterstand oder im Quartier, dann sprachen sie über all das, was sie bewegte. Und worüber spricht der Soldat im Felde lieber und schöner als über das »Zuhause?«



AUFN.: ULRICH (PK)

Ich erfuhr, wie schwer es der Bergmann hat in Oberschlesien, wie er aber doch stolz ist auf seinen gefährvollen Beruf und wie er an feinem Stückchen Land hängt und an feinem von Bergschäden bedrohten Häuschen. Ich bekam wohlbegründete Urlaubsgesuche für Bauernsöhne und Landarbeiter, wenn Erntezeit und Rübenkampagne herannahen, und tat einen Blick in Wesen und Art schlesischer Landwirtschaft. Oft hörte ich ihnen zu, wenn sie erzählten vom geruh-samen Leben in den behaglichen Dörfern, von Riesenjagden auf den Herrngütern, von der schweren Arbeit der Bauern und Holzfäller in den armeligen Gebirgskaten. Und einer war da, ein Oderschiffer, der wußte allerhand Schnurren von hartem Werken und unbeschwertem Genießen, nicht gerade bestimmt für junge Mädchen und empfindliche Seelen. Von dem lernte ich auch die derben Hiftörchen vom Antek und dem Franzek kennen. Das schönste, über das ich heute noch schmunzle, das erzählte er mir, als ich ihn im Kriegslazarett zu Valenciennes besuchte. Dort lag er, weil er einen Blindgänger hatte sprengen wollen und dabei zu langsam weggelaufen war.

Da war auch unser Unterarzt aus Reinerz, im Glaser Ländchen. Der schwärmte immer von seiner engeren Heimat und lobte die Heilkraft ihrer Bäder, die schon der alte Fritz erprobt habe, und vom Puhu, so konnte er nicht oft genug versichern, habe man den »schönsten Blick der Welt«. Schon das Wort »Puhu« hat damals einen großen Eindruck auf mich gemacht, und es blieb bei mir haften, etwa so wie mir als Schuljunge das »Goldene Horn« als

Inbegriff eines nie erreichbaren Reifeziels voll märchenhafter Schönheit erschienen war.

Der Leutnant, der Lehrer aus dem Waldenburgischen, hatte weniger Sinn für die Landschaft an sich. Seine Liebe und seine Arbeit galten - wie er ein wenig selbstgefällig betonte - der Volkstums- und Heimatforschung. Er erzählte viel von seinen Beziehungen zu den Deutschen jenseits des Sudetenkammes im Böhmisches, die schlesisch sprächen, nicht anders als die auf der preußischen Seite. Von ihm hörte ich auch zum erstenmal den Begriff des »großschlesischen Raumes«, und er war der erste, der mir von der Geschichte der Schlesier und ihrer Stammwerdung erzählte. Sein Eifer war groß; aber ich fand ihn übertrieben und verstand damals auch nicht den Sinn und Berechtigung einer so begeisterten Hingabe an eine - wie mir schien - unwesentliche und unfruchtbare Sache.

Eher verstand ich den stillen und bedächtigen Kriegsfreiwilligen aus Breslau, einen Studenten, der kurz vor seinem Staatsexamen stand. Der war als Hilfsbeobachter ausgebildet, zeichnete haargenaue Ansichtsskizzen, die kleine Kunstwerke waren, und verstand auch sonst seine Sache; aber er konnte weder Skat noch Doppelkopf spielen. So ergaben sich an langen Nebeltagen ganz von selbst jene stundenlangen B-Stellen-Gespräche, die mir heute noch in lebendigster Erinnerung sind und die wir jetzt nach 25 Jahren in gleichem Geist und mit demselben Eifer fortsetzen, da aus dem damaligen Studenten ein Ministerialrat und aus dem kriegsfreiwilligen Unteroffizier ein Hauptmann geworden, der auch in diesem Kriege durch

einen erfreulichen Zufall wieder in meiner Nähe ist. Damals ließ er sich, nachdem er meiner Anteilnahme an seinem Lieblingsfach, der Erforschung heimatlicher Baudenkmäler, sicher schien, Mappenwerke und Bücher von Haufe kommen, die ich betrachten und lesen mußte, wobei er nicht ohne Stolz unterstrich, daß Schlesien vor keiner Provinz des Reiches zurückstünde, was die Schönheit seiner alten Baudenkmäler betreffe und ihre Beweiskraft für germanische Vorgeschichte und deutsche Vergangenheit. So kannte ich, ehe ich es mit Augen gesehen, das romanische Portal von St. Vinzenz, das jetzt in die Magdalenenkirche eingefügt ist, kannte den Portallöwen von Gorkau, kannte das Breslauer Rathaus mit seiner verwirrenden Fülle plastischer und baulicher Kostbarkeiten, die Kreuzkirche mit dem Grabmal Heinrichs IV., die Marienkirche auf dem Sande, kannte Wartha, Grüssau und Leubus. Ich war überrascht, auch in Schlesien eine so große Zahl mittelalterlicher Wehrbauten zu finden, ritterliche wie die Gröditz- und Bolkoburg, bürgerliche wie die Wehrmauern und Türme von Pittchen und Boberröhrsdorf.

Es gab auch noch andere in der Batterie, denen ich diese oder jene Kenntnis über Schlesien verdanke; aber allen verdanke ich dies eine: daß ich belehrt wurde und einsehen lernte, wie sehr es sich der Mühe lohnt, den Schlesier zu suchen, um ihn zu erkennen. Soweit war ich gekommen, als ich infolge einer Gasvergiftung in einen Lazarettzug gesteckt wurde, der mich nach - Breslau brachte. Nach ein paar Monaten sollte ich - ehe ich wieder zur Front käme - in ein Erholungsheim. Ich kam nach Urnigtal bei Wölfelsgrund. Weite Spaziergänge waren noch verboten. Maria Schnee war das äußerste

Zugeständnis des sorgsamem Arztes. Diese Landschaft im aufbrechenden Frühling, das Dunkel der Wälder, das frische Grün der Wiesen, dazwischen die letzten weißen Schneeflecken des scheidenden Winters, auf der einen Seite die hin zum Schneeberg immer steiler werdenden Waldhöhen, auf der anderen die sich weithin, bis ins Böhmisches dehrende Ebene, und unten die von der Schneeschmelze genährte, übermütig rauschende Wölfel; auch der schlesischen Landschaft tat ich Abbitte. Und mein täglicher, ärztlich dosierter Spaziergang führte mich immer wieder hinauf nach Maria Schnee. Bis ich dann, durch einen Zufall fast, am jenseitigen Ende von Wölfelsgrund den Wegweiser fand »Zum Puhu!« Da hatte ich keine Ruhe mehr. Daß dieses »Goldene Horn« so in der Nähe sein könnte, das hatte ich nicht einmal zu hoffen gewagt. Den Arzt durfte ich nicht fragen; er hätte mir den weiten Weg doch nicht erlaubt. Aber die Oberschwester zog ich ins Vertrauen, und am nächsten Tage, nach der Visite, brach ich mit zwei Kameraden, die ich überredet hatte, auf zum »schönsten Blick der Welt«. Nachdem wir uns zweimal verlaufen hatten, kamen wir am Nachmittag oben an. Das Urteil des jungen Unterarztes aus Reinerz mag seiner begeisterten Heimatliebe entspringen. Es mag auf der weiten Welt Punkte mit einer »schöneren« Aussicht geben. Darüber stritten sich meine Begleiter. Während sie einen Ort um den anderen nannten, dem sie den Preis zuerkennen wollten, sah ich still hinein in das Land, und ich dachte an meine Batterie, an den tapferen Winkler, an den gefallenen Berner und meinen treuen Anton und an die anderen braven Kerle, und von diesem Augenblick an liebte ich Schlesien wie eine zweite Heimat.

AUFN.: V. ESTORFF (PK)



GENERAL OBERST BUSCH

Jn seiner großen Reichstagsrede am 19. Juli 1940 beförderte der Führer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht vor dem deutschen Volke den Oberbefehlshaber der 16. Armee, General der Infanterie Busch, zum Generalobersten, nachdem er ihm bereits vorher wegen seiner hervorragenden Leistungen im Verlauf der großen deutschen Offensive im Westen das Ritterkreuz zum Eisernen Kreuz verliehen hatte. Der Führer hat mit diesen Ehrungen einen Armeeführer ausgezeichnet, der schon im Weltkriege für seine Tapferkeit und Einsatzbereitschaft als Frontkämpfer den damals höchsten Kriegsorden, den »Pour le mérite« erhalten hatte. Als Kompanieführer und Kampftruppenkommandeur an der Spitze seines Infanterie-Bataillons stand Busch in den vier Jahren des Weltkrieges in der vordersten Linie und war den um ihn gefcharten Männern Vorkämpfer im Angriff und Rückhalt zugleich, wenn es galt, in der Abwehrschlacht den Ansturm des Feindes zu brechen. Heute steht der Generaloberst an verantwortlicher Stelle in der höheren Truppenführung. Aber sein persönlicher Einsatz und der von ihm auf seine Soldaten ausgehende Einfluß ist derselbe geblieben. Auch heute reißt er durch sein persönliches Vorbild die Truppen mit zum siegreichen Durchbruch, so wie er einst im Weltkrieg als junger Offizier mit dem Gewehr und der Handgranate in der Hand selbst vorangestürzt ist.

Generaloberst Busch rückte 1914 als 29jähriger Oberleutnant und Kompanieführer im Westfälischen Inf.=Rgt. 56 ins Feld. Er ist selbst ein Sohn der westfälischen Erde: von hoher, schwerer Gestalt mit einem markanten Soldatengesicht, aus dem Härte und Willenskraft sprechen. Im Kadettenkorps erzogen, hatte er 1904 in Münster seine Soldatenlaufbahn begonnen. Später stand er in der alten preussischen Soldatenstadt Wesel am Niederrhein, und von hier aus zog sein Regiment in die Schlacht des großen Krieges. Es war eine ausgesprochene Westfronttruppe, die alle Schicksale auf diesem blutigen Kriegsschauplatz durchleben mußte. Unter den wenigen Angehörigen, die von Anfang an bis zum letzten Schuß alle Kampffahre beim Regiment durchhalten konnten, war Oberleutnant, seit Januar 1915 Hauptmann Busch.

Schon beim Handstreich auf Lüttich wurde seine 11. Kompanie besonders mitgenommen, als das Regiment ein Fort nach dem anderen niederringen half. Beim Vormarsch zur Marne reihte sich Erfolg an Erfolg, bis auf den Höhepunkt der Schlacht am Petit Morin das siegreiche Vordringen plötzlich abgebrochen werden mußte. In der Verteidigung bei Berry au Bac an der Aisne änderte sich nun auch das Gesicht des Krieges. 1915 in Flandern erlebte Busch die immer wieder erneuerten Großangriffe der Engländer. Im Juni 1916 wurde das Regiment in die Hölle von Verdun geworfen, und von nun an trat Hauptmann Busch als Führer des 2. Bataillons mehr und mehr hervor. Er lag in der Trichterwüste bei Thiaumont und Fleury und rettete bei den Durchbruchversuchen der Franzosen mehr als einmal eine verzweifelte Lage. Als im Dezember die Franzosen bei ihrem letzten Angriff die vorderen deutschen Linien am Pfefferrücken überrannten, gelang es ihm, in kühnem Gegenstoß das Schlimmste zu verhüten und den Aufbau einer neuen Front bis zur Maas zu ermöglichen. Nach den schweren und verlustreichen Kämpfen des Jahres 1917 gab es in der großen Schlacht in Frankreich 1918 noch einmal Angriffserfolge. Das Bataillon des Hauptmanns Busch kam auf dem Schlachtfeld an der Aare gut voran und erreichte

den äußersten Punkt, der bei der Offensive überhaupt gewonnen wurde. Dann versank alle Hoffnung auf den Endsieg in Feuer, Schlamm und Regen. Bei der Abwehr der feindlichen Gegenschläge richtete der Hauptmann mit seinen tapferen Westfalen Anfang Oktober 1918 noch einmal mehrere Tage lang in der Champagne einen Wall auf, an dem die Gegenangriffe der Franzosen sich brechen. Die Verleihung des Ordens »Pour le mérite« auf den persönlichen Vorschlag seines Armeeführers, des Generals von Mudra, ist die Anerkennung der hervorragenden Tapferkeit des Hauptmanns Busch, der dann bis zum bitteren Ende mit wenigen schwachen Kompanien die letzten Kampfträger seines Regimentes bildete.

Nach dem Zusammenbruch blieb Hauptmann Busch Soldat. An der Aufbauarbeit der Reichswehr, die so viel für die Wiederwehrhaftmachung unseres Volkes bedeutet hat, nahm er als Generalstabs-offizier und Truppenführer maßgebenden Anteil. Nach Dienstleistungen im Reichswehrministerium und in höheren Stäben wurde er im Potsdamer Infanterie-Regiment 9 Bataillons- und Regimentskommandeur. Im neuen nationalsozialistischen Volksheer übernahm er 1935 als Generalmajor die 23. Division und 1938 als Kommandierender General das VIII. schlesische Armeekorps.

Den polnischen Feldzug kämpfte General Busch an der Spitze seiner schlesischen Divisionen im Verbands der deutschen Südararmee. Durch die zielbewußte und energische Führung seines Korps und durch seine persönliche Tapferkeit wirkte er entscheidend mit an der schnellen Niederwerfung der in Südpolen stehenden feindlichen Heeresteile. Dann berief ihn das Vertrauen des Führers zum Oberbefehlshaber der 16. Armee im Westen. Mit ihr bildete General Busch den linken Flügel des gewaltigen Angriffskeils in der Mitte der deutschen Heeresfront. Seine Truppen durchbrachen die schweren und für unüberwindlich gehaltenen Befestigungen der Maginotlinie und brachten eins der Panzerwerke nach dem anderen zum Einsturz. Den höchsten Erfolg aber errang General Busch mit seiner Armee bei der Einnahme von Verdun, die am 15. Juni nach der Erstürmung der Forts Marre und Vaux erfolgte.

Es ist für Generaloberst Busch ein Gefühl des Stolzes und der Genugtuung gewesen, als er den Vorbeimarsch seiner Truppen am französischen Siegesdenkmal in Verdun abnehmen konnte und als er am 17. Juni erfuhr, daß Marschall Pétain, der Sieger von 1916, jetzt auch unter dem Eindruck des Falles von Verdun das Waffenstillstandsangebot an den Führer richten mußte.

Die Verleihung des Ritterkreuzes und die Beförderung zum Generaloberst durch den Obersten Befehlshaber der Wehrmacht ist die verdiente Auszeichnung eines deutschen Soldaten und Generals, der zu den Besten gehört. Wer ihm als Bataillons- oder Regimentskommandeur nahegestanden oder ihn in den Tagen der Offensive als Armeeführer inmitten seiner Soldaten gesehen hat, wird immer in Erinnerung behalten, wie dieser Mann in der Fürsorge für die Truppe aufgeht. Immer findet er ein Wort für sie, immer ist sein Anteilnehmendes warmes Herz zu spüren, und es gibt niemand, der sich nicht auch mit einem persönlichen Anliegen an ihn wenden kann. So ist Generaloberst Busch recht ein Soldat unserer Zeit: der Frontkämpfer des Weltkrieges, der alles das verkörpert, was die neue Zeit erfordert. Deshalb genießt er die Anhänglichkeit seiner Soldaten und das volle Vertrauen seines Führers und Obersten Befehlshabers.

Dr. H. G.



W. G. G. G.



S C H L E S I S C H E

R I T T E R K R E U Z

T R Ä G E R

ihm vom Führer und Obersten Befehlshaber das Ritterkreuz verliehen und er gleichzeitig zum Oberleutnant befördert. Er wurde am 15. Oktober 1911 in Groß Wandriss geboren. Bis zum zehnten Lebensjahre besuchte er die Volksschule, dann mehrere Jahre die staatliche Bildungsanstalt in Wahlstatt und das Gymnasium in Strehlen.

Während der Kampfzeit und später leitete Oberleutnant Meißner den wehrsportlichen Unterricht an der SA.-Schule in Sorau (Niederlausitz). Seit Ende 1934 ist er als Auslandsreferent für Südost beim Reichsportführer tätig und als solcher in den Sportkreisen weit bekannt geworden. Mit Ausbruch des Krieges trat er sofort als Freiwilliger in die deutsche Wehrmacht. Er machte den Polenfeldzug mit. Seit dem 1. Februar 1940 war der nunmehrige Oberleutnant Leutnant bei einer Luftwaffentruppe.

Leutnant Prochazka

Leutnant Prochazka hat sich schon im Polenfeldzug und bei den schweren Kämpfen nördlich Bouchain durch hervorragende Tapferkeit ausgezeichnet. Sein beispielgebender Schneid, seine Zähigkeit und fein zielsicheres Handeln in einem kritischen Augenblick haben trotz starker feindlicher Gegenwehr zu dem hervorragenden Erfolg des Oise-Überganges bei L'Isle Adan geführt. In rücksichtslosem Draufgehen riß er, obwohl durch Oberarmschuß verwundet, seine Kompanie ungeachtet des starken Flankenfeuers über die Oise vor und erkämpfte mit großer Tapferkeit einen Brückenkopf, den er trotz heftiger feindlicher Gegenwirkung hielt, bis er vom Regiment erweitert werden konnte. Hierdurch wurde der Gegner zum Aufgeben der Oise-Stellung gezwungen.

Oberst von Ravenstein

Oberst Johann von Ravenstein ist ebenfalls Schlesier, 1889 geboren und im Kadettenkorps erzogen. 1909 wurde er Leutnant im Grenadier-Regiment 7. Als Bataillonsadjutant im Infanterie-Regiment 155 zog er in den Weltkrieg. Im weiteren Verlauf des Krieges wurde er Kompanieführer einer Sturmkompanie und schließlich Bataillonsführer, als welcher er nach tapferstem Einsatz in der großen Schlacht in Frankreich den höchsten preußischen Kriegsorden, den Pour le mérite, verliehen erhielt. Nach dem Weltkriege aus der Armee ausgeschieden, wurde Ravenstein 1933 in das neue Heer wieder eingestellt. Er wurde Bataillonskommandeur und anschließend nach Beförderung zum Oberstleutnant Kommandeur eines Schützenregiments.

Oberst von Ravenstein war mit seinem Schützenregiment maßgeblich am Übergang über die Maas und am Durchbruch durch die belgischen Befestigungen beteiligt. Unter seiner persönlichen Führung wurde die Befassung eines von feindlichen Panzer- und Infanteriekräften gehaltenen Ortes in umfassendem Angriff vernichtet bzw. gefangen genommen. Unter den Gefangenen befanden sich auch Teile des Stabes der französischen 9. Armee.

Generalmajor Freiherr von Richthofen

Wolfram Freiherr von Richthofen wurde am 10. Oktober 1895 als Sohn des Rittergutsbesitzers Wolfram von Richthofen zu Barzdorf im Kreise Striegau in Schlesien geboren. Nach Besuch des Realgymnasiums in Striegau und des Realgymnasiums in Godesberg am Rhein war er auf der Hauptkadettenanstalt Groß-Lichterfelde. Am 22. März 1913 wurde er als Fähnrich einem Husaren-Regiment überwiesen, wo er am 19. Juni 1914 Leutnant wurde. Mit seinem Regiment zog er am 2. August 1914 in den Weltkrieg. Nachdem er am 6. September 1917 zur Fliegertruppe versetzt war, gehörte er seit 27. März 1918 dem Jagdgeschwader Rittmeister Manfred Freiherr von Richthofen Nr. 1 an.

Am 28. Januar 1929 zum Reichswehrministerium kommandiert, wurde er am 1. Februar 1929 zum Hauptmann befördert. Im gleichen Jahre promovierte er an der Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg zum Dr.-Ingenieur. Vom 8. April 1929 bis 30. September 1932 wurde er nach Italien beurlaubt. Am 1. Oktober 1933 trat er, nachdem er aus dem Heeresdienst ausgeschieden war, in das Reichsluftfahrtministerium ein und war seit 1. März 1934 im Technischen Amt des RLM. tätig. Am 1. März 1935 wurde er als Major mit dem Rangdienstalter vom 1. Juni 1934 wieder in die Wehrmacht (Luftwaffe) übernommen. Seit 13. November 1934 Major

des Generalstabes und Abteilungschef im RLM., wurde er am 20. April 1936 zum Oberstleutnant befördert.

Seit Januar 1937 war er Chef des Generalstabes des Führungsstabes der Legion Condor. Er wurde am 1. Januar 1938 wegen hervorragender Leistungen zum Obersten befördert und am 1. April 1938 zum Kommodore des Kampfgeschwaders 257 ernannt. Am 1. November 1938 wurde er Generalmajor und gleichzeitig Befehlshaber der Legion Condor. Nach Beendigung des Spanischen Freiheitskampfes führte er die Legion Condor nach Deutschland zurück, geschmückt mit dem Spanienkreuz in Gold und Brillanten und höchsten spanischen Kriegsauszeichnungen. Er ist Kommandierender General und Befehlshaber eines Fliegerkorps.

Oberleutnant Ringler

Am 4. Oktober 1915 wurde Helmut Ringler als Sohn des Regierungsbaumeisters und Studienrats an der Staatsbauschule zu Breslau, Dipl.-Ing. Wilhelm Ringler, in Wollstein, frühere Provinz Posen, geboren.

Schon als Schüler der Hindenburg-Oberrealschule in Königsberg zeigte er seine große Liebe zur Fliegerei. Als begeisterter Segelflieger machte er sich während seiner Schulzeit in Ostpreußen einen Namen. In Königsberg baute er einen Segelfliegersturm auf. Beim Flak-Regiment 9 in Münster hatte er vom 4. November 1935 nach Entlassung aus dem Arbeitsdienst bis zum Juli 1926 einen Teil seiner Dienstpflicht abgeleistet und wurde dann zum Fallschirmjäger-Bataillon des damaligen Göring-Regiments in Berlin-Reinickendorf zur weiteren militärischen Ausbildung überwiesen. Hier wurde er dann als Feldwebel der Reserve und Reserve-Offiziersanwärter am 30. September 1937 nach Breslau entlassen, um sich seinem Studium im Flugzeugbau zu widmen.

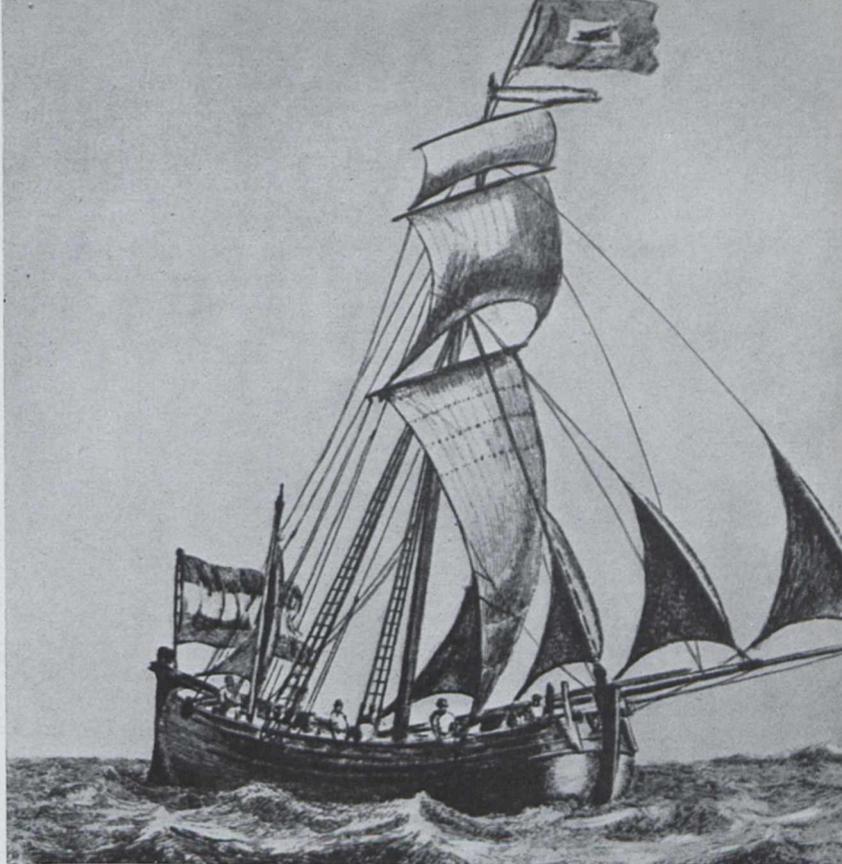
Als Student an der Technischen Hochschule in Breslau stellte er seine ganze Persönlichkeit der studentischen Arbeit zur Verfügung. Auf Grund seiner Tätigkeit als Kameradschaftsführer wurde er zugleich im NS.-Studentenbund zum Amtsleiter für politische Erziehung berufen. Er fand während dieser Tätigkeit noch die Zeit seine militärischen Übungen abzuleisten; er wurde am 1. August 1939 zum Reserveoffizier beim Fallschirmjäger-Regiment 1 ernannt. Gleich bei Beginn des Krieges zog er mit seiner Truppe ins Feld, die schon im Polenfeldzug eingesetzt wurde.

Der Führer überreichte im Führerhauptquartier dem Breslauer als ersten deutschen Studenten das Ritterkreuz zum Eisernen Kreuz und beförderte ihn zum Oberleutnant.

General der Panzertruppen von Vietinghoff gen. von Scheel
General der Panzertruppen von Vietinghoff gen. von Scheel ermöglichte es mit der geschickten und überaus schnellen Führung seines Armeekorps, daß rechtzeitig ein zusammenhängender großer Brückenkopf südlich des Ardennenkanals geschaffen und gehalten werden konnte. Während der hiermit zusammenhängenden Kämpfe ist General von Vietinghoff ohne jede Schonung seiner Person von einem der beteiligten Verbände zum anderen geilt um seine Unterführer mit den nach der Kampflage erforderlichen Weisungen zu versehen und ihr Zusammenwirken sowohl untereinander als auch mit den Panzerdivisionen sicherzustellen. Mit bestimmten Befehlen an die unterstellten Divisionen und an die Korpsartillerie erreichte der Kommandierende General die Erweiterung des wichtigen Brückenkopfes noch am Nachmittag des ersten Schlachttages, so daß nach Fertigstellung der schweren Brücken endlich und allein auf diesem Brückenkopf der Einsatz von mehreren Panzern und motorisierten Divisionen zum entscheidenden Durchbruch durch die von Natur starke und durch Ausbau noch verstärkte Aisne-Stellung ermöglicht wurde.

General der Panzertruppen Heinrich von Vietinghoff gen. von Scheel wurde am 6. Dezember 1887 in Mainz geboren. Nach der Erziehung im Kadettenkorps und der Erlangung des Reifezeugnisses trat er 6. März 1906 als Fähnrich in das Garde-Grenadier-Regiment Nr. 2 ein, in dem die Beförderung zum Leutnant am 27. Januar 1907 erfolgte. 1914 rückte er als Oberleutnant ins Feld. Bis zum März 1915 nahm er an den entscheidenden Kampfhandlungen im Westen teil. Dann ging er mit seinem Verband nach dem Osten, wo er die große Durchbruchschlacht von Gorlice-Tarnow und andere wichtige

HIRSCHBERGER KAUFMANN- SCHAFT IM KAMPF GEGEN DIE BRITISCHE SEERÄUBEREI



Wie ein Bericht aus unseren Tagen mutet eine in den Akten der Hirschberger Kaufmanns-Sozietät von 1747 befindliche Beschwerdeangelegenheit des Schlesiſchen Gebirgshandelsstandes an, die Friedrich den Großen zu unmittelbarem Einschreiten und zu diplomatischen Vorstellungen bei der englischen Regierung veranlaßte. England befand sich in jener Zeit im Kampf mit Frankreich um seine amerikanischen Besitzungen; wer sie behauptete, durfte sich als Anwärter auf die Weltherrschaft betrachten. Neben den Kriegshandlungen in Amerika, die in Coopers »Lederstrumpferzählungen« ihre romanhafte Gestaltung erfahren haben, lief ein heftiger Handels- und Kaperkrieg in den europäischen Gewässern. Wie heute schreckte England vor keinem Unrecht, vor keiner Gewalttat zurück. Was war Recht oder Unrecht, wenn der britische Geldsack auf dem Spiele stand?

In diesen Strudel der europäischen Verwicklungen gerieten wider Willen die großen Hirschberger Leinenhandels Häuser, die nicht umsonst seit 1658 das glückhafte Schiff als Sinnbild führten. Es befindet sich nicht nur im Siegel der Kaufmanns-Sozietät, sondern auch am ehemaligen von Buchs'schen Hause am Markt - und es war deshalb das geeignete Symbol des Hirschberger Handels, weil alle die berühmten Firmen, die von Buchs, Menzel, Glafey usw., ihr kostbares Schleierleinen weit über das Meer verfrachteten und oft genug Gelegenheit hatten, bei dieser gefährlichen Handelschaft ihres Wahlspruches Deo beante (mit Gottes Segen) zu gedenken. Im Falle der Not nahmen sie auch zu irdischen Gewalten ihre Zuflucht. Als jüngste Provinz des preußischen Staates erfreute sich Schlefien der ganz besonderen Fürsorge Friedrichs des Großen, der noch bei seinem letzten Besuche im Gebirge ein Jahr vor seinem Tode Hirschberg die Goldgrube von Schlefien genannt hat. Den Leinenhandel zu schützen war von jeher ein wesentliches Ziel seiner Handelspolitik. So riefen ihn die Hirschberger auch 1747 um seine Hilfe an.

Bezeichnend für ihre Selbständigkeit, ihr Selbstbewußtsein und ihren politischen Einfluß ist es, daß die Kaufmannschaft im Beginn des Konfliktes, als die Engländer lediglich durch Zölle den Schleierhandel belasteten, unter Umgehung sonstiger staatlicher Instanzen

direkt mit dem preußischen Gesandten in London, Andrié, in Verbindung getreten war und ihn um geeignete Schritte zur Abstellung der Handelserschwerung gebeten hatte. Erst als die Engländer sich den offenen Bruch des Völkerrechtes zuschulden kommen ließen, wandten die Hirschberger Kaufleute sich durch Vermittlung des schlesiſchen Provinzialministers von Münchow an den König und erhielten von ihm die Zusicherung, daß er seinem Londoner Gesandten geeignete Instruktionen geben würde. Diese Weisungen liegen im Wortlaute bei den Akten und sollen wegen ihrer aktuellen Bedeutung auszugsweise hier mitgeteilt werden. Sie lauten wie folgt:

»Unter den Vorstellungen, welche meine Untertanen, die schlesiſchen Kaufleute in Leinwathen (Leinwand), mir getan haben über die Beschaffenheit dieses commercie, beklagen sich selbige auf das äußerste wegen der Turbation, so die englische Armateurs (Kriegsschiffe) ihrer Handlung nach Spanien zufügen: da sie nämlich wider allen Gebrauch und Gewohnheit des Kriegsrechts sich an ihren Leinwathen, obſchon in neutrale Schiffe verladen, vergreifen, sie als gute Prise erklären und konfiszieren. Da nun obige Kaufleute Euch bereits direkt von den Umständen dieser Konfiszierungen und auch den Ursachen, welche zu Beweifung der Ungerechtigkeit dieses Verfahrens dienen können, informiert haben, so beziehe ich mich dahin; und ich hoffe, daß Ihr nicht ermangeln werdet, den Gebrauch davon zu machen, welcher vermögend sei, von dem Engl. Hof zu erhalten, daß nicht nur die konfiszirten Güter wiedergegeben und die Interessenten über den Verlust, welchen dieses ungerechtfame Verfahren ihnen verursacht, schadlos gehalten werden, sondern daß auch noch den Armateurs ernstlich verboten werde, hinkünftig durch dergleichen Unbilligkeiten die Handlung meiner Untertanen weiter zu stören.« Der König schließt mit dem Befehl an den Gesandten Andrié in London, sofortigen Bericht über den bei der englischen Regierung unternommenen nachdrücklichen Protest ihm zukommen zu lassen. Die Lage war ja einwandfrei geklärt: Die Engländer hatten preußische, also neutrale Waren, die noch dazu auf neutralen Schiffen verladen und keineswegs Bannware waren, widerrechtlich als Kriegskonterbande erklärt und beschlagnahmt. Das Seerecht in englischer

Auffassung hat sich ja stets sehr wesentlich von den Grundsätzen des Völkerrechts unterschieden.

Es würde zu weit führen, die damals eingetretenen Verluste der Hirschberger Kaufmannschaft im einzelnen aufzuführen. Uns interessiert hier nur die grundsätzliche Feststellung, daß England sich zu keiner Zeit an die zwischenstaatlichen Abmachungen gebunden fühlte. Dagegen ist es heute belanglos, für wieviel tausend Taler »gebleichte Ware« Herr Christian Benjamin Mengel auf dem bei Dover von den Briten aufgebrachten Schiff »Die Jungfrau Johanna« verloren hat, wieviel »la veuve de Daniel Buchs et fils« einbüßte, was Johann Martin Gottfrieds seel. Wittib und Eydam auf der »Anna Elisabeth« zusetzen mußte, welchen Kummer die »Sophie Dorothee« den Hirschbergern bereitete. Die Berichte darüber sind so eingehend, daß wir die vielen Colli und »Probkistel« mit ihren zierlichen Hirschberger Hausmarken, die sämtlich verzeichnet sind, vor uns sehen. Interessant sind aus diesen Beschwerden nur die Streiflichter, die auf die englischen Seekriegsmethoden fallen. So heißt es in einem Schreiben der Kaufleute vom 17. Mai 1747 an den Londoner preussischen Gesandten: »Wir sind versichert, daß Sie auf alle Weise die Londoner Regierung zu einem strengen Verbot des Aufhaltens und der Aufbringung neutraler Schiffe veranlassen werden, wenn sie (d. h. die Kriegsschiffe) bei der Untersuchung auf offenem Meer dort keine wirkliche Konterbande, z. B. Kriegsmunition, finden«. Überaus bezeichnend ist der Schlußsatz dieses Berichtes: »Bis jetzt haben derartiges die französischen und spanischen Kriegsschiffe nicht getan. Die Engländer sind die einzigen. Muß die unerlaubte Profitgier von ein paar Einzelgängern nicht dem Interesse jedes neutralen Volkes schaden?«

Deutlicher kann englisches Wesen nicht gekennzeichnet werden. London hat seit 1747 weder etwas verlernt noch etwas dazu gelernt. Auch die Antwort der britischen Regierung auf die Vorstellungen des preussischen Gesandten glaubt man aus dem Munde Chamberlains oder Churchills schon gehört zu haben: »Was die Visitationen der neutralen Schiffe und die Unbilligkeiten der englischen Armateurs (die damit also zugegeben werden) gegen dieselbigen anbetrefte, so sei es sowohl dem König von England als seinen Ministern unmöglich, solches zu verhüten, weil die englischen Reichsgesetze in diesen Gelegenheiten zur Richtschnur genommen werden.« Nach dieser grundsätzlichen Ablehnung der preussischen auf dem Völkerrecht fußenden Ansprüche gibt die englische Regierung so nebenbei den guten Rat, die Hirschberger möchten doch ihre Waren nicht auf fremde Rechnung in neutrale Schiffe verladen, sondern auf eigene: Dann würde gewiß nichts passieren. In Befolgung dieses wohlmeinenden englischen Rates sollte hinfort jeder Kaufherr, der Waren nach Spanien verfrachtete, vor Bürgermeister und Rat einen hohen Eid schwören, daß seine Waren wahrhaftig sein völliges Eigentum seien, über welchen feierlichen Akt er Brief und Siegel empfangt in der Hoffnung, England würde sein Versprechen halten. Ganz im stillen freilich hatte die Kaufmannschaft große Bedenken. Die Übernahme der Verladung auf eigene Rechnung stieß auf starke Schwierigkeiten, die sie in ihrer Denkschrift vom Dezember 1747 zum Ausdruck brachte: »Um diese Handlung vor eigene Rechnung zu führen, müßte man ein Jahr und länger im Vorschuß seines Geldes sein, und dieses sei ein Umstand, welcher mit den hiesigen Manufakturen unmöglich compatieren könne: es wären viele tausend arme Leute, welche diese Manufakturen arbeiteten und welche Tag vor Tag Geld brauchten, um selbige continuieren zu können.« Es ist kaum anzunehmen, daß die Anführung dieses sozialen Gesichtspunktes auf die englische Regierung irgendwelchen Eindruck gemacht hat. Auch der Hinweis der Hirschberger, daß durch Spernung der spanischen Ausfuhr doch lediglich den Neutralen geschadet werde, wird sie wenig gerührt haben. Immerhin spricht die Hirschberger Kaufmannschaft mit erfreulicher Deutlichkeit davon, daß das Verfahren der Engländer lediglich auf Gewinnfucht, keineswegs auf wirklichen Kriegsinteressen beruhe, daß sie nur da angriffen, wo sie keine Gegenwehr zu befürchten hätten, und daß sie schließlich keinerlei Rücksichten nähmen »auf die Seufzer so vieler armer Leute der neutralen Nationen, welche darunter leiden und ihres Brods dadurch sich beraubt sehen.« Von rührendem Vertrauen in den Gerechtigkeitsinn der englischen Regierung zeugt

schließlich der Schluß der Denkschrift: »Wir können uns auch nicht persuadieren, daß die Intention der englischen Nation wirklich sein könne, so sichtlichen und direkten Schaden den neutralen Untertanen, ihren Freunden, zuziehen zu wollen, und es bleiben uns immer die Gedanken, es sei die ganze Beschaffenheit dieser höchst nachteiligen Umstände noch nicht in ihrem ganzen Licht der englischen Admiralität vorgestellt und demonstriert worden«. Daraufhin bekam der preussische Legationssekretär Michel in London Ende Dezember 1747 vom Könige die Anweisung, erneute Vorstellungen bei der englischen Regierung zu erheben. Inzwischen gingen die Beschwerden über die »Räuberei der englischen Kaper«, wie ein Bericht aus Hamburg vom 21. Februar 1748 sich ausdrückt, unverändert weiter. England sagte theoretisch alles höflich zu, hielt aber in der Praxis die aufgebrachten neutralen Schiffe viele Monate lang »zur Untersuchung« fest, in einem Falle vom Mai bis in den Dezember 1747, ein Verfahren, das dem heutigen Belieben der britischen Admiralität etwa entspricht. Was nützten die entrüsteten Beschwerden der Kaufleute, man könne sich nicht darauf verlassen, ob das, was der eine Kaperkapitän begehrte, für den andern ausreichend sei? Jeder englische Kaperkapitän verfare nach seinem Gutdünken; in früheren Kriegen sei so etwas nicht vorgekommen; es sei sehr hart, daß man durch solche Leute sich solle Gesetze vorschreiben lassen. Der Legationssekretär Michel, der für den abberufenen Gesandten Andrié die Geschäfte führte, hatte mit seinen Vorstellungen kein Glück. Man versprach sich mehr von dem neuen preussischen Gesandten in London, von Klinggraff, d. h. der Provinzialminister von Münchow versprach sich das - die Hirschberger Kaufleute blieben skeptisch. Aber schließlich wurden sie doch angenehm überrascht. Zwar hielt die englische Regierung an ihren Seeräubermethoden aus Grundsatz unverändert fest, aber nach dem 1748 erfolgten Friedensschluß sollte ihr die Rechnung über den durch die »englische Piraterie« entstandenen Schaden vorgelegt werden. Es ergab sich durch genaue Aufstellung eine Gesamtschadenssumme von 13 104 Talern. Ob England diesen Betrag wirklich gezahlt hat, darüber findet sich nichts in den Akten der Hirschberger Kaufmanns=Sozietät. Und die Geschäftsbücher der alten Firmen, die hätten Auskunft geben können, sind leider vernichtet.

Aber unrecht Gut gedeiht bekanntlich nicht. Auch England bekam seine Sünden vom Schicksal heimgezahlt. Der Bissen, den das Inselreich den französischen »Freunden« jenseits des Kanals vor der Nase weggeschnappt hatte, die überseeischen Kolonien in Amerika, war wohl zu fett und groß gewesen. Er bekam England nicht: ein Menschenalter später schon mußte es wieder hergeben, was es in seiner Habgier an sich gerissen hatte. 1776 erfolgte nämlich die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten, und damit setzte eine Wirtschaftskrise ungeahnten Ausmaßes in England ein. Als Friedrich der Große am 17. August 1777 in Hirschberg weilte und die Kaufmannschaft in Audienz empfing, warnte er sie nachdrücklich und wiederholt vor den englischen Geschäftsleuten. Es solle ihnen ja kein Kredit mehr gegeben werden, weil schon viele Londoner Firmen bankrott gemacht hätten und noch viel größere Bankrotts nachfolgen würden. Handel mit Nordamerika wäre am besten unter Ausschaltung Englands durch Holländer und Franzosen zu betreiben.

Die englandfeindliche Haltung Napoleons ist bekannt. Seitdem ist die Frage, ob England das Recht hat, überall in der Welt seine Hände im Spiel zu haben, nie ganz zur Ruhe gekommen. Wir dürfen jetzt auf eine Entscheidung hoffen, die die Rechte der von England benachteiligten Festlandstaaten besser wahrnimmt, als dies 1747/48 durch papierne Proteste möglich war.

G e s c h ä f t l i c h e s (außer Verantwortung der Schriftleitung).

Diesem Heft liegt ein Prospekt der Städtischen Bühnen bei, den wir der besonderen Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen.

DES SOLDATEN ROCK ...

SCHLUSS

heldenhaft kämpfte wie bei Hohenfriedeberg, Soor, Kollin, Breslau und Hochkirch, bezog seit 1817 seinen Erlaß aus Schlefien, ehe es nach Kärnten überwiesen wurde.

Die preußischen Infanterie-Regimenter Schlesiens gehören ihrem Ursprunge nach einer jüngeren Zeit an. Das Grenadier-Regiment König Friedrich III. (2. Schlefisches Nr. 11), das laut Kabinettsorder vom 17. Februar 1809 als 2. Schlefisches Infanterie-Regiment aufgestellt war, war aus drei friderizianischen Regimentern hervorgegangen, den alten Infanterie-Regimentern Nr. 33, Nr. 38 und Nr. 47. Ihre Mannschaften hatten diese Regimenter aus der Grafschaft Glatz, aus dem Leobfchützer und Cofeler Kreis und aus den Kreifen Tost, Lublinitz und Rosenbergs erhalten. Dazu kamen Mannschaften der 1806 in Schlefien zurückgelassenen und während der Verteidigung Schlesiens 1807 neu gebildeten Bataillone und leichten Kompanien. Aus diesen Mannschaften wurde das neue 2. Schlefische Infanterie-Regiment gebildet, das mit seinen verschiedenen Bataillonen und detachierten Kompanien in Brieg, Glatz, Silberberg und Cofel lag. Die ersten Waffentaten führten das Regiment im Verbands des preußischen Hilfskorps 1812 nach Rußland, bis durch die Konvention Yorks bei Tauroggen die Feindseligkeiten eingestellt wurden. Damals brach auch bei diesem Regiment, wie allenthalben im preußischen Korps, ein Jubel aus, der bald im ganzen Vaterlande lauten Widerhall fand. Ein Jahr später schon kam die Zeit, da die verschiedenen Bataillone des Regimentes gegen den Korfen marschieren konnten. Bei Groß Görfchen und Bautzen, bei Dresden und Kulm und vor allem bei Leipzig flocht das Regiment höchsten Ruhm an seine Fahnen. Bei Probstheida, auf dem Feld von Leipzig, hatte sich das Regiment ganz besonders ausgezeichnet, und König Friedrich Wilhelm III. konnte sehen, wie brav seine »Gelbkragen« gewesen waren. Fünfzehn feindliche Geschütze hatte das Regiment genommen. Bei Caub überschritt das Regiment mit der Blücher'schen Armee 1814 den Rhein und zog von Gefecht zu Gefecht, bis es am 9. März in der großen Schlacht bei Laon ruhmreichen Anteil am Siege nahm. Eine Kabinettsorder vom 14. Oktober 1814 bestimmte, daß aus den sechs Grenadier-Bataillonen des Regimentes zwei Grenadier-Regimenter formiert werden sollten. Noch einmal zog das Regiment gegen Napoleon und hat mit seinem ersten Bataillon bei Belle Alliance heldenhaft gekämpft. Der Bataillonsführer, Major von Aulock, fiel an der Spitze der Seinen. Auf dem Marsfelde in Paris wurden am 3. September 1815 dem zweiten schlefischen Infanterie-Regiment neue Fahnen verliehen. In den folgenden fünfzig Friedensjahren von 1816 bis 1866 sind zwei Ereignisse für das Regiment bemerkenswert. Durch die Kabinettsorder vom 5. November 1816 erhielten die Regimenter Nummern neben der Provinzialbezeichnung, und so führte von nun an das Regiment die Bezeichnung 11. Infanterie-Regiment (2. Schlefisches). Das Regiment erhielt damals an Stelle der bisherigen Uniformabzeichen rote Kragen, selbe Aufschläge mit blauen Patten und rote Schulterklappen mit der Nummer 11 darauf. 1817 wurde es nach Breslau verlegt, wo der Regimentsstab und das zweite Bataillon lag, während das erste und das Füsilier-Bataillon Neisse als Garnison erhielten. Das zweite Ereignis dieser Zeit, was in der Geschichte der Elfer unvergessen ist, ist der Eintritt des Prinzen von Preußen, des nachmaligen Kaiser Friedrich III. in das Regiment als Kommandeur. Am 3. Oktober 1856 beauftragte König Friedrich Wilhelm IV. den Prinzen mit der Führung des 11. Infanterie-Regiments. Es war das erstemal, daß ein preußischer Prinz Kommandeur eines Linien-Regiments wurde. Diese Auszeichnung erfüllte Offiziere und Mannschaften mit besonderem Stolze, und der Volksmund taufte bald das 11. Regiment als »die schlefische Garde«. Prinz Wilhelm bewohnte damals das erste Stockwerk des Breslauer Schlosses, und zwar die Räume nach der Karlstraße zu. 1866 kämpfte das Regiment heldenhaft bei Langensalza und ließ an seinen Karrees die Angriffe feindlicher Kavallerie zerschellen. Zwei Denksteine auf diesem Felde der Ehre erinnern an den Ruhm des schlefischen Regimentes. Im glor-

reichen Feldzuge von 1870 und 1871 zeichnete sich das 11. Grenadier-Regiment durch seinen kühnen und erfolgreichen Angriff bei Vionville besonders aus. Das zweite und das Füsilierbataillon nahmen an der Schlacht bei Gravelotte teil. Noch zweimal folgte das Regiment in diesem Feldzuge an entscheidenden Schlachten teilnehmen; am 3. und 4. Dezember kämpfte es heldenmütig bei Orleans, und am 1. Januar eroberte ein Schützenzug der 10. Kompanie bei Le Mans drei feindliche Geschütze.

Was die Elfer im Weltkriege leisteten und welche großen Opfer dieses stolze Regiment gebracht hat, davon künden die Zahlen, die am Sockel des Elfer-Denkmal vor der Schmalfseite der alten Kaferne eingegraben sind. Das 11. Grenadier-Regiment führte blaue Fahnen mit dem zur Sonne fliegenden schwarzen Adler auf weißem Felde. Es waren die alten Fahnen aus der Zeit Friedrichs des Großen, die dem Regiment am 9. Mai 1809 übergeben worden waren. Die Fahne des 1. Bataillons war in der Schlacht bei Groß Görfchen an der Stange von einer Kugel getroffen worden, sie trägt sieben Spangen, auf denen die Schlachtfelder von 1870 verzeichnet stehen. Mit dieser alten Fahne in der Hand starb am 16. August 1914 ein einjährig-freiwilliger Unteroffizier den Soldatentod.

Eng verwandt mit den Elfern ist das 4. Niederschlefische Infanterie-Regiment Nr. 51. Der Uniformrock dieses Regimentes hat keine bedeutenden Wandlungen außer vom blauen Tuch zum feldgrauen durchgemacht; ist doch das Infanterie-Regiment Nr. 51 verhältnismäßig jung. Mit der Kabinettsorder vom 15. Juli 1859 wird das »11. Landwehr-Stammregiment« gebildet, aus dem am 5. Mai 1860 das »11. kombinierte Infanterie-Regiment« und am 4. Juli 1860 endgültig das »4. Niederschlefische Infanterie-Regiment (Nr. 51)« hervorgeht. Die Aufstellungsorte sind Glatz, Brieg und Münsterberg, die Garnisonen Glatz und Silberberg. 1863 kommt das Regiment an die polnische Grenze, und im November 1864 wird der Regimentsstab und das 1. Bataillon nach Breslau verlegt, während das Füsilierbataillon in Silberberg bleibt. Seine Feuertaufe empfing das Regiment 1866 bei Skalitz. Im Verbands der Brigade Hoffmann nahm es erfolgreichen und starken Anteil an der Schlacht von Königgrätz. Im Anschluß an die siegreiche Heimkehr aus dem böhmischen Feldzuge wurde der Regimentsstab, das 2. Bataillon und das Füsilierbataillon vorübergehend nach Brieg verlegt; aber nach dem siegreichen Feldzuge von 1870/71, wobei das Regiment als Truppe des 6. Armeekorps erst bei der Belagerung von Paris Verwendung fand, wurde es alsdann in Breslau vereinigt und gehörte von der Generation der Vorkriegszeit über die Generation des Weltkrieges zum Bilde der Garnison Breslau. Auch dieses Regiment hat seinen ragenden und redenden Stein unter den schattigen Bäumen des Hindenburgplatzes. Die jämmerlichen Pazifisten der Systemzeit wollten die Errichtung von redenden Gedenksteinen unserer stolzen Regimenter am liebsten nur an wenig begangenen Orten genehmigen, damit nur ja niemand an die Kriegstaten des deutschen Volkes erinnert werde, das ist wohl der Grund, weshalb nach zähem Ringen dem 51er-Verein endlich die fast versteckte Stelle in den Anlagen des Hindenburgplatzes gegeben worden ist. Heute aber, nachdem die umgebenden Bäume älter geworden sind, ist der Blick schon frei auf das schlichte Ehrenmal der Breslauer Einundfünfziger.

Während der Rock der 51er nur einmal im Laufe der Geschichte die Farbe wechselte, ist der der Königsgrenadiere vom Gründungsjahre des Königs-Grenadier-Regimentes (2. Westpreußisches Nr. 7) im Jahre 1797 im Laufe der langen Regimentesgeschichte wohl viermal dem Farbenwechsel, noch öfters aber dem Wechsel in Schnitt und Form unterworfen worden. Die prächtige alte Regimentesgeschichte nach dem Manuskript von Salisch aus dem Jahre 1854 zeigt in bunt-kolorierten Stahlstichen den Rock der Siebener im Wandel der Zeit von 1797 bis 1854 in trefflichen Beispielen. Der erste Chef des Regimentes war der alte Generalleutnant l'homme de Courbière, der in die Geschichte eingegangen ist durch die heldenmütige Verteidigung der Festung Graudenz und das stolze Wort an die Franzosen: »Wenn es keinen König von Preußen mehr gibt, so gibt es noch einen König von Graudenz«. Sein erster Kommandeur aber ist Major von Neumann, der während der unerfütterlich tapferen Verteidigung der Festung Cofel starb, und dessen Familie seitdem den Beinamen Cofel durch Verleihung König Friedrich Wilhelms III.

trägt. Die hervorragenden Leistungen des Regimentes während der Freiheitskriege wurden durch die Ernennung des Prinzen Wilhelm zum Chef des Regimentes vom 6. Juni 1817 geehrt. Siebzig lange Jahre ist Kaiser Wilhelm I. Chef dieses Regimentes gewesen. Es war eine schöne Tradition, daß im Weltkrieg wieder ein Prinz von Preußen als Oberst mit dem Regiment verbunden war und es als erster Regimentskommandeur in den Weltkrieg führte. Die Erstürmung der Maashöhen am 24. September 1914 mit ihrem Regimentskommandeur Prinz Oskar von Preußen an der Spitze, sind ein Ruhmesblatt in der Geschichte der Liegnitzer Königsgrenadiere. Auch die Überlieferung dieses alten Infanterie-Regimentes ist glücklicherweise sogar noch am alten Garnisonort erhalten geblieben. Das s. (Preußische) Infanterie-Regiment ist der Träger der Königsgrenadiertradition.

Die Infanterie ist das Rückgrat der Armee, und so wollen wir noch ein schlesisches Infanterie-Regiment auf seinem Marsch durch Raum und Zeit im Geiste begleiten: die »38er-Füsilier aus Glatz«. Das ist der alte volkstümliche Soldatename dieses Regimentes. Der Weg zu seinem vollständigen stolzen Namen der Vorkriegszeit geht vom Jahre 1818 bis zum Jahre 1891. Durch Kabinettsorder vom 26. Juni 1818 gibt ein jedes von den 12 schlesischen Garnisonbataillonen zwei Kompanien ab. Aus diesen 24 Kompanien werden zwei neue Regimenter zur Besetzung der Bundesfestungen in den preußischen Staaten verwendet. Formierungsort ist Breslau. Die Aufstellung des Regimentes wird dem Oberstleutnant von Rohr übertragen. Das eine der beiden neu aufgestellten Regimenter wird mit seinen Bataillonen auf folgende Festungen verteilt: Regimentsstab und erstes Bataillon Glatz, zweites Bataillon Cosel, drittes Bataillon Torgau später aber (1819) Schweidnitz. Schon im Jahre 1824 aber wird das ganze Regiment in Glatz vereinigt. 1828 werden ihm Fahnen verliehen, 1832 bis 1847 wird es an den Rhein verlegt. Das erste Bataillon bekämpft die Unruhen in Frankfurt a. M. 1848, wobei es die ersten Verluste hatte und nimmt 1849 am Feldzug gegen das Aufständischen-Korps in Baden teil, wobei wir nicht vergessen dürfen, daß dieses Aufständischen-Heer über 24 000 Mann und 62 Geschütze verfügte. 1850 kommt das Regiment nach Mainz und Frankfurt und 1860 nach Mainz und Raftatt. Am 4. Juli dieses Jahres erhält die Truppe den Namen »Schlesisches Füsilier-Regiment Nr. 38«, kehrt im Herbst 1861 nach Schlefien in die Garnisonen Glogau und Fraustadt zurück und wird nach dem Feldzug von 1866, in dem es an der Schlacht von Skalitz ruhmreichen Anteil genommen hatte, im Jahre 1867 in die Garnisonen Görlitz, Jauer und Hirschberg verlegt. Nach dem Feldzug von 1870/71, währenddem es hauptsächlich bei der Belagerung von Paris eingesetzt wurde, erhielt es die Garnisonen Schweidnitz und Reichenbach und kam endlich im Jahre 1890 wiederum in seine alte Garnison Glatz, die es im Jahre 1832 verlassen hatte. Eine Abordnung des Regimentes nahm teil an den Trauerfeierlichkeiten des ihm verbundenen und nahe stehenden Feldmarschalls Grafen Moltke, und im Jahre 1891 wurde ihm der Name »Füsilier-Regiment Generalfeldmarschall Graf Moltke (Schlef. Nr. 38)« verliehen.

Auch seine Uniform hat die Wandlung von der Zeit der Freiheitskriege bis zum schlichten grauen Rock durchgemacht. Heute tragen die Männer der 38er-Tradition in Glatz den deutschen Stahlhelm, wie einst die Füsilier den großen, schwarzen Tschako aus Filz trugen zum dunkelblauen Tuchrock, der die »Montierung« genannt wurde. Dieser Tuchrock reichte vorn nur bis zur Taille und hatte hinten angefezt rotgefütterte Schöße, die zusammengenäht waren. Die grautuchenen Beinkleider mit roten Biesen waren unten außen mit vier Knöpfen zusammengeknöpft, darüber wurden halbhohe, graue Gamaschen getragen, die auch die Hälfte des Schuhwerkes bedeckten. Von der linken Schulter herab hing ein breites, weißes Lederband, das über den Rockschößen eine große Patronentasche trug und von der rechten Schulter nach der linken Seite ein ebenso breites, weißes Ledergehenk, das den krummen Säbel trug. Wir müssen schon an Spitzwegs Biedermeier-Stadtfoldaten denken, wenn wir uns diese Uniform von 1824 vor Augen halten.

Die Infanteriekolonnen sind vorüber. Da rollen sie schon heran die Gefährte der Waffe, die zu allen Zeiten, seitdem sie in die offene Feldschlacht eingriff, Wegbereiterin, Helferin und Beschützerin des Fußvolkes war, die Artillerie. Vor unfremem geistigen Auge tauchen

auf die blauen Lafetten und die blanken Rohre, die einst die Inschrift trugen »ultima ratio regis«. Da kommen sie daher gerumpelt die Sechspfünder und die schweren Zwölfpfünder, sechs-, acht-, ja zehnpännig gezogen, dazu die Fahrer und Kanoniere mit den dunkelblauen Monturen, dem breiten, weißen Lederzeug und der kurzen Blechmütze mit dem Wollbüschel in den verschiedenen Farben der Kompanien. So sah die Artillerie aus, als der große König 1742 die »Schlesische Artilleriekompagnie« mit einem Kapitän, fünf Subalternen und 155 Kanonieren errichtete. Daraus ging bald hervor das »Schlesische Artillerie-Korps«, das auf die Festungen Breslau, Glogau, Brieg, Neisse, Glatz und Cosel je eine Kompanie verteilte. In den Jahren von 1748 bis 1753 wird das Artillerie-Korps erweitert zu einem schlesischen Artillerie-Garnisonbataillon, und während des Siebenjährigen Krieges wird aus dem Bataillon das 2. (Schlesische) Garnison-Artillerie-Regiment. 1807 wird die ganze Waffe aufgelöst, und 1808 wird aus den Mannschaften der vom Feinde nicht eroberten schlesischen Festungen Cosel, Glatz und Silberberg die Schlesische Artillerie-Brigade Nr. 3 gebildet, die drei reitende und 12 Fußkompanien umfaßte. Breslau, Neisse, Glatz, Cosel und Silberberg sind ihre Garnisonen. 1813 tritt eine starke Vermehrung der Artillerie ein, unter anderem wird in Neisse eine Fußbatterie für zwölfpfündige Geschütze gebildet. In den Freiheitskriegen hat Schlefien allein 22 Batterien gestellt. Im Jahre 1816 wird die schlesische Artillerie zusammengefaßt in die 5. Artillerie-Brigade, 1818 wird aus ihr die sechste geformt, und erst 1850 das 6. Schlesische Artillerie-Regiment, das im Jahre 1872 wiederum als 6. Feldartillerie-Brigade in den Ranglisten geführt wird. Aus dieser Formation ist das Oberschlesische Feldartillerie-Regiment Nr. 21 hervorgegangen, dessen erste Abteilung in Neisse und dessen zweite Abteilung in Schweidnitz in Garnison stand. Die schlesischen Artilleristen dieses Regimentes haben 1866 bei Langensalza und 1870 vor Toule, Rethel und Paris im Verbands mit ihrem Schwesterregiment wacker gekämpft. Die Ausfallgefechte von Chevilly, von Vitry und von Choisy le roi sind die besonderen Ruhmestage der schlesischen Artillerie.

Aus den gleichen Stammtruppen ist im Laufe der Geschichte auch das Feldartillerie-Regiment von Peuker (Schlef.) Nr. 6 hervorgegangen. Es ist eigentümlich, wenn wir lesen, wie diese wichtige Waffe noch zur Zeit Friedrichs des Großen in der Wertschätzung weit hinter den übrigen Waffengattungen rangierte. Das kam allein schon in der Uniform der Artillerie zum Ausdruck. Es war die einfachste der ganzen Armee. An der Kopfbedeckung trugen die Mannschaften im Jahre 1740 eine vierfarbige Quaste in den Farben rot, gelb, weiß und schwarz. Es waren die Farben des Feuers, des Schwefels, des Salpeters und der Kohle. Das Tuch der Obermontierung war dunkelblau mit roter Paspelierung und mit Aufschlägen in den Farben des Rockes, dazu gelbe Westen und Hofen und schwarze Stiefeletten. 1798 tritt an Stelle des blauen der schwarze Kragen und 1799 erhalten die Artilleristen dreieckige Filzhüte. Der 24. November 1808 ist der Stiftungstag der schlesischen Artillerie-Brigade, aus der das Feldartillerie-Regiment von Peuker hervorgegangen ist. Es erhielt diese Namensverleihung im Jahre 1889. Erst seit diesem Jahre gibt es Generäle der Artillerie. Die Stammtruppe des Regimentes von Peuker hat erfolgreich an den Schlachten der Freiheitskriege teilgenommen. Nach der Schlacht bei Bautzen deckte sie den geordneten Rückzug des preußischen Heeres, und wir wissen, daß sie dem nachrückenden Feinde schwere Verluste beifügte. Zwei Generäle wurden an der Seite Napoleons zerrissen, der Duroc-Stein bei Markersdorf, unweit Görlitz, ist nicht nur ein Ehrenmal für den gefallenen französischen Marschall, sondern ebenso ein Ehrenmal für die Treffsicherheit der schlesischen Artillerie. Weiter zog sie in die Schlachten von Dresden und Leipzig, ließ 1814 ihre Geschütze vor Diedenhofen, bei Laon und vor Paris donnern, deckte 1815 den Rückzug der Verbündeten bei Ligny und half die Schlacht bei Belle-Alliance entscheiden. Im Feldzug gegen die Aufständischen in Baden nahm sie 1840 an der Beschießung von Raftatt teil, und in den Jahren 1850 und 1851 lag sie in den Dörfern südlich von Breslau in Garnison. Im Feldzug von 1866 sind die Batterien des Regimentes auf das 6. Armeekorps verteilt. Bei Skalitz geben sie ein lebhaftes, gut sitzendes Feuer, und bei Königgrätz erringen sie des Königs Lob durch ihre Beweglichkeit und ihre Zielsicherheit. In anderthalb-

stündigem Feuergefecht werden die feindlichen Batterien zum Schweigen gebracht, und der Rückzug der feindlichen Kolonnen wird so erfolgreich beschossen, daß er in wilde Flucht ausartet. Am 18. September 1866 zieht das Regiment mit den schlesischen Divisionen feierlich in Breslau ein. König Wilhelm I. und Kronprinz Friedrich Wilhelm nehmen auf dem Breslauer Ring unter dem Denkmal Friedrichs des Großen den Vorbeimarsch der Truppen ab. 1870 steht das Regiment mit seinem Schwesterregiment vor Toul und Paris und zeichnet sich bei dem Ausfallgefecht von Choisy le Roi ganz besonders durch die erfolgreiche Beschießung von Panzerbooten auf der Seine und von Lokomotiven aus.

Das schönste Regimentsdenkmal, das wir in Breslau haben, ist unferen Artilleristen gewidmet. Hier verbindet sich auf dem Matthiasplatz in glücklichster Weise das Werk von Menschenhand mit dem grünenden und blühenden Werk der Natur. In der ringförmigen Mauer, über die die breitausladenden Äste des alten Baumes ragen, stehen die vielen Schlacht- und Gefechtsnamen aus dem Weltkrieg verzeichnet, und die Gefallenenziffern an Offizieren und Mannschaften zeigen, daß die Breslauer Artilleristen fürs Vaterland zu sterben gewohnt waren.

Die lange Reihe der verschiedenen schlesischen Truppen mögen zwei Truppengattungen beschließen, von denen die eine aus der Artillerie hervorgegangen ist und die andere ihren Ursprung in der Infanterie zu suchen hat. Beide Truppengattungen bilden in den Kriegen der Gegenwart die äußerste Vorhut. Sie sind Wegbereiter und Aufklärer zu Lande: Pioniere und Jäger. Der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. errichtet bei der Artillerie eine Pionier-Kompanie, die ausgerüstet ist mit 20 kupfernen Pontons, mit acht Wagen, beladen mit spanischen Reitern, mit 2000 Spaten, Hacken, Beilen und Faschinenmessern. 1741 bildet Friedrich der Große ein Pionier-Regiment unter dem Oberst von Walrave. Es enthielt zehn Kompanien, ferner eine Mineur-Kompanie, die aus Bergleuten aus dem Harz und aus dem Mansfeldischen bestand, und endlich eine Pontonier-Kompanie von der Berliner Artillerie. Die Mineur-Kompanien wurden auf die Festungen Schlesiens und außerdem auf die Festung Wesel und die Garnison Freivalde an der Oder verteilt. 1758 wird das Pionier-Regiment aufgelöst und auf die Infanterie verteilt, die beiden Mineur-Kompanien aber zu einem Mineur-Korps vereinigt. 1808 erfolgt die Neubildung des preußischen Heeres und damit auch die Umbildung der Pionier-Bataillone. Im Winter 1813/14 wird in Eisleben ein Pionier-Bataillon von 500 Bergleuten zu vier Kompanien gebildet, worunter sich auch die 4. schlesische Kompanie befindet. Aus der 4. schlesischen Kompanie und dem Mansfelder Bataillon ist das Pionier-Bataillon Nr. 6 entstanden. Die Uniform der Pioniere und Mineure zur Zeit Friedrichs des Großen bestand, wie unser Bild zeigt, aus schwarzen, hohen Gamaschen, roten Hosen und Westen, blauem Rock, kurzen Grenadierhauben mit rotem Tuch, kurzem Blechschild und großen, weißen Püscheln. Der Rock der Offiziere hatte Treffen, die Offiziere trugen einen dreieckigen Hut. 1797 ändert sich die Uniform, weiße Hosen, ein kurzer Tailleurrock mit aufgeklappten Schößen, die rotgefüttert sind, einem Zweispitz mit gelbem oder rotem Püschel, der Offiziershut hatte Treffen, Kragen bei Offizieren und Mannschaften waren schwarz. Der Gründungstag der 6. Pioniere ist der 27. März 1816. An jenem Tage wird aus der 4. schlesischen Pionier-Kompanie und aus den Mansfeldern die schlesische Pionier-Abteilung gebildet. 1818 trifft die erste Kompanie dieser Abteilung in Neisse ein. Das Jahr 1844 ist der Wendepunkt in der Uniformierung der preußischen Fußtruppen. Damals wurde der bis zur Taille reichende Uniformrock durch den Waffenrock und der Tschako durch den Helm ersetzt. 1860 erhält die schlesische Pionier-Abteilung den Namen »Schlesisches Pionier-Bataillon Nr. 6«, und am 27. November dieses Jahres werden dem Bataillon die Fahnen verliehen. Im Feldzug von 1864 bereitet das Bataillon den Übergang nach der Insel Fünen vor, 1866 ist es beim Brückenbau in Böhmen und bei der Aushebung einer Verteidigungsstellung bei Oppersdorf tätig. Im Feldzuge 1870/71 ist das Bataillon den Divisionen des 6. Armee-Korps zugeteilt und betätigt sich bei der Einschließung von Paris mit seinen drei Feldkompanien auf der Südfront der großen Festung. Die erste und dritte Festungskompanie zeichnet sich bei der Belagerung von Straßburg unter ihrem Hauptmann Ledebour aus und erhält den ehrenvollen Namen »Die eisernen Kompanien Ledebour«. In den

Friedensjahren bis 1914 haben die schlesischen Pioniere mehr als einmal im Kampfe gegen feindliche Naturgewalten gestanden. Wir Schlesier vergeßen unseren Pionieren nicht die opfermutige Hilfe bei den verheerenden Hochwässern der Jahre 1897 und 1903. Uner-schöpflich aber ist die Fülle der Leistungen, die unferer schlesischen Pionier-Bataillone im Weltkriege 1914/18 ausgeführt haben, und wenn wir daran denken, was die Pioniertruppen in allervorderster Linie im gegenwärtigen Kriege bei Flußübergängen, bei der Nieder-zwingung von uneinnehmbar erscheinenden Panzerwerken leisten, dann müssen wir feststellen, daß die Wichtigkeit dieser Kampftruppe als Wegbereiterin für alle vorrückenden Truppen um ein Vielfaches gestiegen ist. Gerade der gänzlich veränderte Rhythmus im Vor-gehen, die neuen Kampfmittel und die dadurch völlig veränderte Taktik hat die Pioniere in ihrer Verwendung und in ihrem Gefechts-wert mit an die erste Stelle gerückt.

Das Fußvolk ist das Rückgrat eines Heeres auch heute noch, und so wollen wir die Bilder aus der Geschichte schlesischer Regimenter beschließen mit einer Truppe der Landformationen, die eigentlich überall sein muß, überall dort, wo der Feind steht. Als Vortrupp, als Spährtrupp, als Sicherungstrupp. Wenn wir sie zuletzt nennen in dem langen Zuge, der an unserem geistigen Auge vorbeimarschiert ist, so soll das keinesfalls eine Einrangierung sein. Die Truppen unseres stolzen Heeres sind heute mehr denn je alle gleichwertig, weil alle Hand in Hand arbeiten. Niemals sind die Wertunterschiede in den Truppengattungen so ausgelöscht worden wie im gegenwärtigen Kriege, und so wollen wir zum Schluß unferer Betrachtung den flinken Jägern ein Ruhmesblatt flechten und wollen von den schlesischen Jägern des Jägerbataillons von Neumann, (erstes Schlesi-sches) Nr. 5 gedenken. Der Volksmund nennt sie die Hirsch-berger Jäger nach ihrer letzten und heute noch vorhandenen Garnison. Es ist im Jahre 1806. Jerome, der Bruder Napoleons, rückt in Schlesien ein. Am 21. November dieses Unglücksjahres ernennet König Friedrich Wilhelm III. den Obersten Prinz von Anhalt-Pleß zum Gouverneur von Schlesien und gibt ihm den Major Graf Götz bei. Unter Graf Götz bildet der Leutnant von Reichmeister in der Graffchaft Glatz ein freiwilliges Schützenkorps, das durch seine kühnen Unternehmungen unermüdlich den übermächtigen Feind allent-halben angreift und beunruhigt. 1807 wird Graf Götz General-gouverneur von Schlesien. Die schlesischen National-schützen und Jäger-kompanien liegen im Mai dieses Jahres in dauernden, oft verlust-reichen Kämpfen mit dem weit überlegenen Feinde. Ungleich sind die Waffen. Es fehlt jede Artillerie. Oft werden die braven Jäger beinahe aufgerieben, aber immer wieder sind sie da. Sie marschieren aus den Schlupfwinkeln der Graffchaft Glatz bis nach Kanth vor die Tore von Breslau und machen in schneidigen Attacken Hunderte von Gefangenen. Sie ziehen sich endlich nach Glatz und Silberberg zurück und sind stolz, daß sie zu den unbezwungenen Truppen der Franzosenzeit in Schlesien gehören. Am 9. März 1809 wird die erste Kompanie des schlesischen Schützenbataillons gebildet. Das Bataillon hat im Laufe seiner Geschichte nicht weniger als achtmal seine Namensbezeichnung gewechselt. Die schlesischen Schützen haben bei Groß Görschen und Baußen, bei Haynau, Dresden, Nollendorf und Leipzig im Jahre 1813 erfolgreich gekämpft. Eine lebendige Schilderung der Ereignisse von Leipzig verdanken wir der Feder des Leutnants Freiherrn von Firks. 1814 nimmt das Bataillon an der Schlacht von Laon und Paris teil. 1815 opfert es sich fast auf bei der verhängnisvollen Schlacht von Ligny. Aber zwei Tage später steht es schon wieder auf dem Schlachtfeld von Belle-Alliance und hilft den Sieg erringen. Am 12. Februar 1816 hält das Schützen-bataillon feierlichen Einzug in Breslau durch das alte Nikolaitor. 1845 wird es zum 5. Jägerbataillon umbenannt, nimmt 1849 an fünf Gefechten im badischen Aufstand teil und kämpft 1866 bei Nachod, Skalitz und Schweinschädel. In dieser Zeit lag es in Görlitz in Garnison, nachdem es von 1816 bis 1831 in Breslau gelegen hatte. Werfen wir einen Blick auf die Uniformierung der Jäger. Von 1809 bis 1845 tragen sie den grünen Uniformrock, der nur bis zur Taille reicht und hinten aufgeklappte Schöße hat. Von 1845 bis 1914 den grünen Waffenrock, der vom Jahre 1915 bis zur Gegen-wart dem feldgrauen weicht. Auch die Kopfbedeckung hat ihre Wandlungen. Von 1809 bis 1815 tragen die Jäger einen hohen Filztschako, von 1845 bis 1854 einen hohen Lederhelm und von 1854

bis 1914 einen Ledertschako, an den bei Paraden ein Roßhaarbüffel angefedt wird. Aus den Gamafchen der Jahre von 1809 bis 1815 wird die graue Hofe, die feit 1845 bis zur Gegenwart das Beinbekleidungsstück der Jäger bildet. Nur in den Jahren zwischen 1845 und 1914 wird bei fommerlichen Paraden ein weißes Beinkleid angelegt. Als der deutsch-franzöfifche Krieg ausbrach, lag das 5. Jägerbataillon in Görlitz. In diefem Feldzug hat das Bataillon unvergleichlichen Ruhm an feine Fahnen geflochten. Bei Weißenburg nehmen die 5. Jäger das erste franzöfifche Gefchüß. Die Dichter diefer Zeit haben diefe Waffentat wiederholt befangen. Der Bataillonskommandeur, Major Graf Walderfee, befiegelt feinen Fahneneid bei Weißenburg mit feinem Blute. Bei Wörth find die 5. Jäger wieder auf dem Plan, und der hellfte Ruhmestag, der ihnen aber zugleich die größten Verluste beibrachte, ift die Schlacht von Sedan. Der Brigadekommandeur hält vor den 5. Jägern mit entblößtem Haupt und nimmt fo den Vorbeimarsch der ftark gelichteten Truppe ab. Auf feinen Befehl treten alle Truppen, an denen das Bataillon vorbeimarschiert, ins Gewehr und ehren fo die fchlefifchen Jäger. Vor Paris waren fie wieder vorn, denn es galt, den Feind zu erfpähen und zu beunruhigen.

Was aber die Hirschberger Jäger, die 1887 in ihre neue Garnifon zu Füßen des Riefengebirges eingezogen waren, im Weltkrieg 1914 bis 1918 geleistet haben, das wiffen nicht allein die alten Weltkriegsfolddaten diefes tapferen Truppenteils, das ift in die Herzen aller Schlefier gefchrieben. Überall, wo es galt, schwere Situationen zu meistern, da wurden die Hirschberger Jäger kommandiert. Ob im

Westen oder im Osten, überall, wo dicke Luft war, mußten fie voran, um ihre Kameraden anderer Truppenteile und anderer Armeen zu unterstützen oder gar herauszuhauen. Die Jäger haben das Glück, auch heute noch ihre alte traditionelle Garnifon behalten zu haben. Die beiden Denkmäler in Hirschberg, das auf der Promenade befindliche von 1870 und das am Eingang der Wilhelmstraße stehende von 1914 bis 1918 künden von den Taten diefes tapferen Bataillons, und der schöne, bronzene Hirsch am Eingang der neuen Kaserne vor den Toren diefer Stadt ift das Wahrzeichen und die Erinnerung an die Hirschberger Jäger, ebenso wie die Namen der Walderfee- und der Neumann-Kaserne.

Der Marschtritt der Kolonnen ift verhallt, ein buntes, vielfarbiges Bild ift an unferem Auge vorübergezogen, des Soldaten Rock im Wandel der Zeiten. Erhebende Eindrücke aus der Gefchichte fchlefifcher Regimenter haben fich in unfer Herz gegraben, da wir die ruhmreiche Vergangenheit diefer Truppenteile betrachten. Ihr verschiedenfarbiger Rock hat fich im Laufe der Jahrhunderte gewandelt, bis er einmündete in das graue Ehrenkleid, das heute allen den vielen Truppengattungen des Hauptheeres ebenso gemeinfam ift wie der deutsche Stahlhelm. Wohl find neue Truppen, die man früher nicht kannte, mit schwarzem oder graublauem Rock dazugekommen. So ift in der Uniform unferes Heeres durch den Lauf der Gefchichte ein ftändiger Wandel zu verzeichnen. Unwandelbar aber ift die Haltung und das Herz des deutschen Soldaten. Unwandelbar die Haltung der fchlefifchen Regimenter, unwandelbar wie die Berge und die Wälder ihrer Heimat.

SCHLESISCHE RITTERKREUZTRÄGER

FORTSETZUNG

Gefechte mitmachte. Am 6. Mai 1915 wurde er verwundet. Vom 6. September 1915 ab kämpfte er wieder im Westen. Am 26. März 1918 wurde ihm als Hauptmann im Generalstab der Hausorden von Hohenzollern mit Schwertern verliehen. Nach dem Zusammenbruch blieb von Vietinghoff im Reichsheer, wo er im Generalstab und bei Truppenteilen Verwendung fand und 1931 zum Oberstleutnant befördert wurde.

Am 20. April 1936 erfolgte die Beförderung zum Generalmajor, am 28. Februar 1938 die zum Generalleutnant. Am 23. November des selben Jahres erhielt er das Kommando über eine Panzerdivision. Nachdem von Vietinghoff am 26. Oktober 1939 zum Kommandierenden General eines Armeekorps ernannt worden war, beförderte ihn der Führer am 17. Mai 1940 zum General der Panzertruppen.

Konteradmiral Schmundt

Konteradmiral Hubert Schmundt hat als Führer einer Kampftruppe bei der See- und Landungsoperation in Norwegen hervorragenden Anteil an der Eroberung Norwegens. Durch fein geschicktes, zielbewußtes und entschlossenes Handeln, das die Verantwortung für den vollen Einsatz der ihm unterstellten Verbände in fich schloß, ift die Niederkämpfung schwerer Küstenbatterien erfolgt und die Landung von Truppen gelungen.

Konteradmiral Hubert Schmundt wurde am 19. September 1888 als Sohn des Generalmajors Helmut Schmundt in Schweidnitz geboren. Er trat am 1. April 1908 in die damalige kaiserliche Marine ein. Den Weltkrieg erlebte er als Wachoffizier und zuletzt als Kommandant auf Torpedoboote in der Nordsee, an der flandrischen Küste und in der Ostsee. Nach dem Weltkrieg fand er als Kapitänleutnant im Stabe von Torpedobooteverbänden und als Admiralsstabsoffizier von Seebefehlshabern Verwendung. Als Kapitän zur See wurde er Kreuzerkommandant und später Kommandeur der Marineschule Flensburg-Mürwik. Im September 1939 wurde Konteradmiral Schmundt zum Chef des Stabes im Marinegruppenkommando Ost ernannt. Bei der Norwegenaktion führte er einen gemischten Verband leichter Seestreitkräfte.

Oberstleutnant Schubert

Oberstleutnant Schubert riß durch feinen persönlichen tapferen Einsatz sein Bataillon zu besonderen Leistungen mit, wobei der Truppe trotz schwerer feindlicher Gegenwirkung der entscheidende Übergang über die Maas gelang.

Der von Oberstleutnant Schubert erkämpfte Brückenkopf wurde unter feiner energifchen Führung gegen alle feindlichen Gegenangriffe gehalten.

Oberstleutnant Günther Schubert, der 1896 als Sohn eines deutschen Kaufmanns in Rumänien geboren wurde, trat 1914 als Kriegsfreiwilliger in ein Reserve-Infanterie-Regiment ein. 1916 wurde er im Felde zum Leutnant befördert. Er nahm an fast allen Kämpfen im Westen als Zugführer, Adjutant und Kompanieführer teil. Nach dem Weltkrieg tat er in der Sicherheitspolizei Dienst, bis er 1935 als Major in das Heer übernommen wurde. 1937 wurde er Kommandeur eines Infanterie-Bataillons, an dessen Spitze er fich beim Übergang über die Maas besonders auszeichnete.

Hauptmann Otto Weiß

Otto Weiß wurde am 25. September 1907 in Breslau als Sohn des Prokuristen Richard Weiß geboren. Er besuchte das Realschulgymnasium Am Zwingler zu Breslau, erwarb dort 1926 das Reifezeugnis und trat als Polizeianwärter bei der Polizeischule Frankenstein ein. Bei der Schutzpolizei in Königsberg wurde er zum Wachtmeister, bei der Staatlichen Polizei in Gleiwitz zum Oberwachtmeister befördert. Im Jahre 1931 wurde er bei der Polizeiverwaltung Hindenburg zum Offizieranwärter ernannt und am 1. April 1933 zum Leutnant befördert.

Als Polizeioberleutnant lernte er fliegen, schied dann aus dem staatlichen Polizeidienst aus und wurde am 1. März 1935 in der Luftwaffe eingestellt. Am 20. April 1936 zum Hauptmann befördert, gehörte er einer Aufklärungstruppe an und wurde am 1. Dezember 1936 als Chef einer Stabkompanie zum Jagdgeschwader Horst Wessel versetzt. Nach verschiedenen Kommandos wurde er Staffelpolitführer einer Schlachtfliiegergruppe, zu deren Kommandeur er am 1. Dezember 1939 ernannt wurde.

Oberst Wolff

Oberst Erich Wolff wurde am 23. Mai 1898 in Heidersdorf bei Nimptsch geboren; er trat während des Weltkrieges in ein Grenadier-Regiment ein, wurde 1916 Leutnant und 1918 Bataillonsadjutant. Im Reichsheer fand er als Kompaniechef, Lehrer an der Kriegsschule Potsdam und als Generalstabsoffizier Verwendung.

ERINNERUNGEN AN HERMANN STEHR

Als am 11. September in den Mittagsnachrichten des Deutschlandsenders angefast wurde: »Heut morgen ist im Faberhaus in Schreiberhau der schlesische Dichter Hermann Stehr gestorben«, schüttelte man in der sonst immer so gut unterrichteten Schreiberhauer Kurverwaltung den Kopf: Am Abend zuvor hatte der Meister in der Lukasmühle noch seinen Dämmerchoppen getrunken, nachdem er sich vorher in dem der Kurverwaltung angeschlossenen Wirtschaftsaamt noch seine Kleiderkarte hatte holen lassen. Das wußte man genau. Dennoch - die erschütternde Nachricht ist wahr. Am Mittwochvormittag wurde der Dichter um 8.30 Uhr tot aufgefunden. Herzschlag hatte der Arzt festgestellt. Der Meister wird also nie mehr unter den Schreiberhauern wandeln, nie mehr werden wir aus seinem Mund die geläuterten, fröhlichen Worte hören, nie mehr mit ihm einzigartige Stunden erleben können.

»Wer ist denn der trinkfeste, freundliche alte Herr mit dem wundervollen weißen Kopf«, hatte uns heimlich eine junge Berlinerin gefragt, als unsere Gläser das leßtemal zusammenklagen. Das war vor zwei Jahren während der festbunten Riefengebirgswoche in Hirschberg, es hätte ebensogut vor zwei Tagen sein können. Der Meister hat sich in den letzten Jahren in seinen äußeren Gewohnheiten nicht geändert. »Seine Arbeit, seine Berge, seine Flasche Mofel, seine vielen Zigaretten« - ohne diese Attribute kann ich mir meinen Vater gar nicht vorstellen, hatte einmal seine Tochter geäußert. Nach dem Tode seiner Frau sah man den Dichter häufig in Begleitung seiner Tochter. Und wenn sie beide bei schönem Wetter im offenen Pferdewagen in langsamem Zuckeltrab durch Schreiberhau spazieren fuhren, flüßerten die Einheimischen den Fremden den Namen des großen Mannes zu, und noch bewundernder sahen sie dem Herrn mit dem großen schwarzen Hut auf dem schlohweißen, langen Haar nach. Ungebeugt saß er da, ein unvergänglich schönes Bild: Stehr bei der Spazierfahrt. Aber genau so gern ging der Altmeister spazieren.

Wir erinnern uns einer bezaubernden Stunde in seinem Arbeitszimmer im Faberhaus in Schreiberhau. Wir waren heraufgefahren, um ihn anlässlich seines 75. Geburtstages um einen Artikel zu bitten. Er war einverstanden. Wir wollten wieder gehen. Aber er ließ uns nicht fort. Er erzählte. Und uns band der Zauber seiner leuchtenden Sprache und seines verklärten Wesens. Er sprach über seine Arbeit: »Da steht mein Arbeitstisch. Der ärgert mich manchmal. Manchmal kann ich nämlich plötzlich nicht mehr arbeiten. Aber da weiß ich mir eine Arznei. Ich gehe spazieren. Ich gehe in die Natur - nach dem richtigen Wort angeln. Das

DAS GRAB HERMANN STEHRS IN HABELSCHWERDT · AUFN.: W. SCHMIDT



AUFN.: KNIPSHASSE

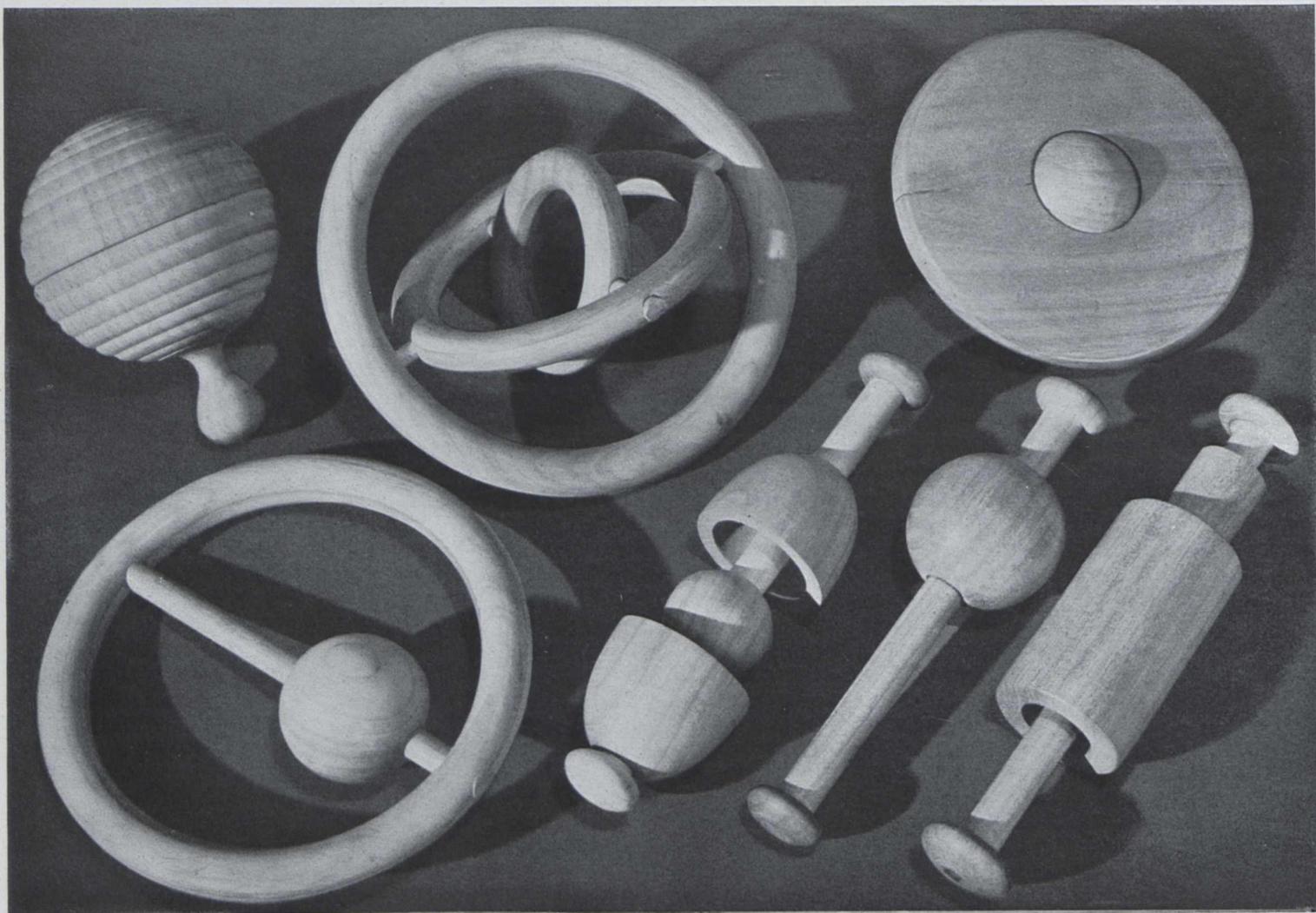
hilft immer, trotzdem ich draußen nicht rauche. Denn das empfinde ich als Verschönerung unserer Berge und Wälder, und dem lieben Gott wird es wohl auch so gehen«, schloß er schalkhaft lächelnd. Und zum fünftenmal greift er in seine Zigarettschachtel. »Ja, jetzt rauche ich nur 20 bis 30 Zigaretten am Tag, früher waren es mal einige mehr«.

Als der Dichter am Kulturtag der fünften Hirschberger Riefengebirgswoche aus dem Buch »Schlesien« sein Vorwort gelesen hatte - jene berühmten Worte über das zwiespältige, getupelte Wesen des Schlesiens - fragte das Oberhaupt der Stadt Hirschberg den Dichter, wie man ihm wohl den Dank abstatten könne. »Verehrter Herr Oberbürgermeister, dann vielleicht eine Flasche Mofel«, war die lachende Antwort. Nach diesem Ausspruch fand man sich im erlauchten Kreis - damals war noch der im vorigen Jahr in Schreiberhau verstorbene Dichter Wilhelm Bölsche dabei - im Weinzimmer eines Hirschberger Hotels zusammen. »Stehr hat alle, auch die viel jüngeren, unter den Tisch getrunken«, weiß ein gut verbürgerter Bericht zu erzählen. Stehr war gern in frischer, geistvoller Gesellschaft, und lachend nahm er am Tag darauf im Faberhaus die große Kiste Mofel in Empfang, das originelle Dankgeschenk der Stadt Hirschberg.

Im Jahre 1906 war es wohl, als der damalige Amtsvorsteher von Schreiberhau geäußert hat: »Ich weiß gar nicht, was aus Schreiberhau werden soll. Hier siedeln sich immer mehr Künstler, Dichter, Maler und Schauspieler an. Das fängt mir an, unangenehm zu werden«. Im heutigen Schreiberhau trauert man aufrichtig um seinen Ehrenbürger, der so voller Würde das Zeichen seiner Wertschätzung in der engsten Heimat, nämlich die Halskette aus Josephinenhütter Glas trug.

Zwei Tage nach seinem Tod nahmen die Schreiberhauer auf dem Bergfriedhof Abschied von ihrem toten Dichter. Auf seinen Wunsch wurde er nach seiner Vaterstadt Habelschwerdt übergeführt. Die Schreiberhauer können es aber noch immer nicht fassen, daß »ihr Stehr«, so ganz gegen seine Gewohnheit, ohne freundliche, herzlichweise Worte von ihnen gegangen ist.

HANS HESE



B E R I C H T E

Im Rahmen der Vorbereitung für die nach dem Kriege erstehenden Aufgaben auf kulturellem Gebiet, in der Schlesien vorbildlich den anderen Gauen voranschreitet, wurden in der Selbstverwaltung der Provinz Schlesien vier Ämter eingerichtet: das Amt für Landeshandwerkspflege und industrielle Formgebung, das Amt für Landesbaupflege, das Amt für Landschaftspflege und das Amt für schlesische Landeskunde. In Anwesenheit des Gauleiterstellvertreters Bracht, eines Vertreters für Reichsminister Dr. Todt und Gästen aus Berliner Dienststellen, stellte Landeshauptmann Adams den Vertretern der Partei und der Behörden und den führenden Persönlichkeiten des kulturellen Lebens Schlesiens in einer Feierstunde im Landeshaus die Leiter der neuen Ämter vor: Landeshandwerkspfleger Hugo Kükelhaus, Landesbaupfleger Walter Kraß, Landschaftspfleger Dipl.-Ing. Werkmeister, der zur Zeit im Felde ist, und als Leiter des Amtes für schlesische Landeskunde Dr. habil. Schlenger. Nach den einführenden Worten des Landeshauptmanns, in denen er die Notwendigkeit planender Vorarbeit betonte, um eine Wiederholung der Kulturschädigungen der Gründerjahre zu vermeiden, sprachen die Leiter der neuen Ämter selbst über ihre Aufgaben. Landeshandwerkspfleger Kükelhaus schilderte die wichtigsten Maßnahmen, die das Amt plant, wie die Beeinflussung der Gebrauchsgüter erzeugenden Industrie, die Erfassung der tüchtigsten Kräfte des schlesischen Handwerks in den Lehrwerkstätten des Amtes, die Einrichtung eines Musterhauses in jeder Siedlung und ähnliche Pläne. Landesbaupfleger Walter Kraß entwarf ein Bild der baulichen Verwahrlosung, die seit den Gründerjahren bis in die jüngste Vergangenheit den Eindruck unserer Städte und Dörfer bestimmt. In engstem Zusammenwirken mit den fachlichen Gliederungen der Partei und der Behörden habe das Amt für Landesbaupflege für die einzelnen Landschaftsteile der Provinz die Grundlagen für eine einheitliche Ausrichtung aller künftigen Bauten herauszuarbeiten.

HOLZGEDRECHSELTES SPIELZEUG FÜR KLEINKINDER (OSTOBERSCHLESIEH UND GRAFSCHAFT) · ENTWURF: KÜKELHAUS · AUFN.: LEHMANN-TOVOTE

Ortsatzungen als Ergänzung zu den baupolizeilichen Vorschriften werden die Typen landschaftsgebundener Bauweise auch im Bild bis in die Einzelheiten festlegen.

Der Vorkämpfer des Gedankens der Landschaftspflege, Professor Wiepking-Jürgensmann, unterrichtete dann über Bedeutung und Aufgabe der Landschaftspflege. Er beleuchtete die wirtschaftliche, volksbiologische, wehrstrategische und klimatische Notwendigkeit einer planmäßigen Gestaltung der Großlandschaften als Lebensraum des Volkes.

In knappen Worten umriß schließlich Dozent Dr. Schlenger Aufgabenbereich und Zweck des Amtes für schlesische Landeskunde, das nach einheitlichen Gesichtspunkten das reiche schlesische Überlieferungsgut pflegen und auswerten solle. Das Amt wird die Aufgabe übernehmen, in Ergänzung zu dem Institut für geschichtliche Landeskunde der Universität, den überall in der Landschaft arbeitenden Heimatforschern in Lehrgängen, Schulungen, Arbeitsgemeinschaften und Fahrten die neuen Methoden der Geschichtsforschung und alle sonstige Hilfe zu vermitteln und die Ergebnisse der Heimatforschung in den Zusammenhang der wissenschaftlichen Arbeit im ganzen Reich zu stellen. Es gilt, so schloß Dr. Schlenger, den Raum des deutschen Machtbereiches auch kulturell zu erfüllen. Zum Abschluß der Feierstunde richtete Gauleiterstellvertreter Bracht an die Vertreter der Parteidienststellen die Aufforderung, mit allen Kräften die Arbeit der neu eingerichteten Ämter zu unterstützen. Im Anschluß an die Feierstunde eröffnete Landeshauptmann Adams mit seinem ersten Rundgang die Architektur- und Hausrat-Ausstellung im Lichthof des Landehauses. Diese Ausstellung gewährt einen Einblick in die Tätigkeit des Landesbaupflegers als Architekt und ist mit einer Zusammenstellung guten Hausrats aus handwerklicher oder industrieller Herstellung ein Vorbild ebenso für die Einrichtung der öffentlichen Bauten wie die Ausstattung des Heims.

DR. ANNEMARIE SCHWERDT

STEINRELIEF „SATURN“ IN SCHWARZWALDAU KREIS LANDESHUT

Darstellungen des Himmels, des Sternenglobus oder bestimmter Sternbilder erscheinen gelegentlich an Bildwerken. Im Grabmal des Heinrich Ryblich in der Breslauer Elisabethkirche liegt neben der ruhenden Gestalt des gelehrten Patriziers ein Sternenglobus. Das Giebelfeld der in klassischen Formen gehaltenen Umrahmung des barocken Portalbaues einer der Nordkapellen der Breslauer Sandkirche zeigt gleichfalls, auf die Beschäftigung des Erbauers bezogen, einen Sternenglobus. Ganz selten aber dürfte es sein, daß ein Zyklus figurlicher Planetendarstellung an einem Bauwerk angebracht wurde. Dies scheint der Fall gewesen zu sein an einem Brunnenhäuschen im Wirtschaftshof des alten Schlosses in Schwarzwaldau im Kreis Landeshut.

Die steinerne Relieftafel, die darauf schließen läßt, ist jetzt am Schloßgebäude eingemauert. Sie hatte vordem, sicher lange Zeit, als Gehsteig über einen schmalen Wasserlauf gedient, die Bildseite nach unten. So fand sie Rittmeister H. B. von Portatius und gab ihr einen besseren Platz. Die Hauptgestalt ist Saturn als Senfmann mit dem Stelzfuß, Chronos, die eigenen Kinder verschlingend. Mit ausgestrecktem Arm hält er, zufassend, ein Kind. Neben dem Planetengott, dem die Griechen das Podagra andichteten, steht ein Kind, das ein Gefäß fenkt, dem Wasser entströmt. Dies ist das Sternbild des Wassermanns. Auf der anderen Seite ist der Steinbock ruhend dargestellt. In jedem der zwölf Tierkreiszeichen gehört ein bestimmter Raum einem der Planeten. Der Sonne ist das Haus des Löwen zu eigen, dem Mond das des Krebses. Die fünf eigentlichen Planeten besitzen nach alter Anschauung je eine Tag- und eine Nachtherberge. Der Saturn findet seine Häuser im Tierkreisbild des Wassermanns und in dem des Steinbocks.

Die Relieftafel kann ursprünglich als Schmucktafel zu der Umarmung der Brüstungsfelder einer im Vieleck gebauten Brunneinfassung gehört haben. Dies würde das architektonische Zierbild des Pilasters erklären. Eine Zeichnung des alten Schwarzwaldauer Schlosses weist, wie mir erinnerlich, ein solches merkwürdiges Brunnenhäuschen, im oberen Teil als offener Pavillon gebildet, auf, ohne daß allerdings Schmucktafeln im einzelnen zu erkennen wären.

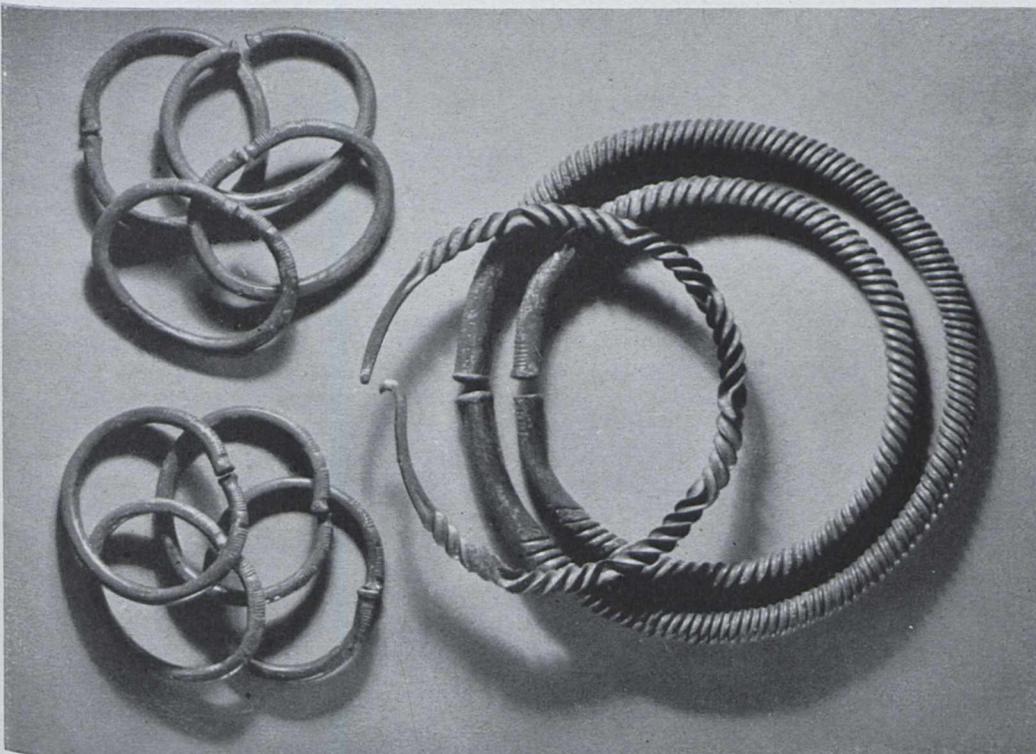


AUFN.: G. FUHRMANN

Die Steintafel würde dann der leider karge Rest einer Art monumentalen Kalenders sein. Als Beispiel wäre zu denken an das Bruchstück des sogenannten attischen Festkalenders in Athen aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr. oder aber an die römischen Bauernkalender. Aus Pompeji ist ein solcher mit eingemeißelten Tierkreisbildern erhalten. An diesem Pfeiler sind noch die in die Monate fallenden ländlichen Arbeiten eingetragen, auch der Auf- und Untergang der wichtigsten Gestirne.

Zu den Erneuerungen klassischer Überlieferung des Humanismus in Schlesien im 16. und 17. Jahrhundert kann durchaus auch ein solcher Bauernkalender gehört haben. Die Astronomie und Astrologie ist ja ein Kind gelehrter Bildung, so volkstümlich sie mit ihren landläufigen Anschauungen wurde. Johannes Keppler, der Astronom und Mathematiker hat von 1628 bis 1630 in Sagan gelebt, wo er sein Buch über die Planetenbewegungen beendete. Es ist eine Zeit, in der die Himmelserscheinungen die Gemüter allgemein erregten. Ein Niederschlag davon ist auch die Kometenkanzlei in Schleierfee, gestiftet 1619 ausdrücklich aus Anlaß des Verschwindens des Kometen.

BERNHARD STEPHAN



VORGESCHICHTLICHE ALLTAGSKUNST

Zahlreich sind heute die Arbeiten, die den künstlerischen Willen und die künstlerische Leistung einer einst als ach so primitiv verschrienen Vorzeit zum Vorschein nehmen. Sie zeigen edle Werkstoffe und Höhepunkte der Kunst und des Kunstgewerbes und haben mit falschen Vorstellungen über angeblich barbarische Völker, Rassen und Zeiten gründlich aufgeräumt. Wir zeigen heute im bewußten Gegensatz zur Darstellung von Höchstleistungen zwei Proben von Alltagsgeräten, wie sie in den Landesämtern und Landesmuseen Schlesiens in so reicher Fülle vorliegen, daß sie gerade deswegen meist nur zu flüchtiger Betrachtung kommen. Alltags-



Vorverkauf
für Stadt-Theater, Schauspielhaus
Liebich-Varieté
Capitol, Ufa-Palast, Gloria-Palast
Tauentzien-Theater

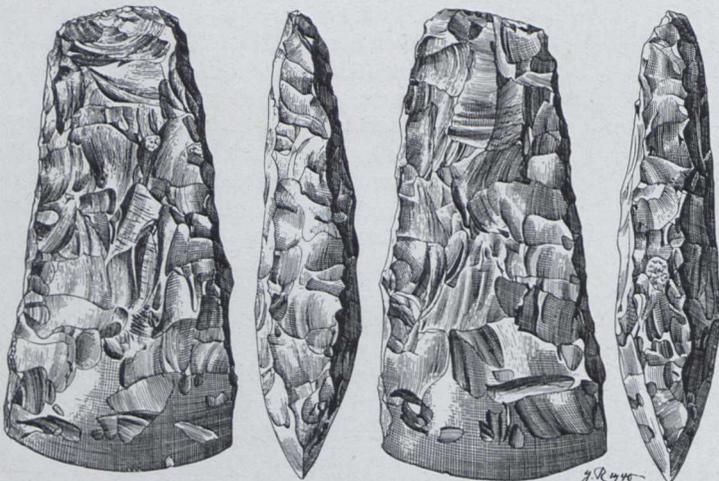
an unserer
Theater-Kasse



AWAG

Breslau, am Tauentzienplatz

Kunst in Alltagsgeräten, wie sie der einfache Mann und die schlichte Frau aus dem Volke anwandten, nicht Gaftgeschenke Hochgestellter in Gestalt seltener Meisterwerke aus der Hand spezialisierter Künstler und Kunsthandwerker!



Schon in der Jungsteinzeit sandte das ewige Völkerherz der nordischen, nachmals germanischen Länder mehrfach Ströme indo-germanischen Blutes auch nach Südosten. Schlefien wird nachhaltig nordisch beeinflusst, wie die reichen Zeugen aus dieser Zeit, die aus der Erde gehobenen Altsachen aus Stein und Ton, beweisen; sie künden eindringlichst, daß nicht der Handel jene schönen Äxte, Beile, Dolche und eigenartig verzierten keramischen Erzeugnisse lieferte, sondern daß sie von in mehrfachen Wellen unauffaltfam hereinströmenden Menschen mitgeführt wurden. Unter diesen Dingen fallen die aus geeignetem Gestein hergestellten Beile und Äxte auf, die zur Arbeit und zum Kampfe dienten und je nach dem Kulturkreise und der Herstellungszeit mannigfache Formen besaßen. Gerade aus der Bearbeitung von schwierig zu behandelnden Mineralen, wie dem Flintstein, spricht aber ein unwiderstehlicher Gestaltungswille, der auch den festen und zähen Werkstoff meisterte. Das vorliegende riesige Beil wurde aus einem großen Feuersteinknollen gefertigt; Hunderte von kleinen Abspalten mußten von der großen Fläche abgeprengt werden - uns unfassbar, daß der spröde Feuerstein nicht zerplitterte. Noch übte man kaum den Flächenschliff, der hier nur der Schneide Glätte verlieh, eine Schärfe, die z. B. das Baumfällen in überraschend kurzer Zeit gestattete. Das stattliche Arbeitsgerät mutet uns trotz seiner urtümlichen Größe und Schwere irgendwie künstlerisch an.

Dieses Prachtstück trug vor 4000 Jahren ein nordischer Mensch vom Nordfuße des Riesenhammes in der Gegend des heutigen Seidorf im Kreise Hirschberg beinahe 700 Meter hoch zu einer heiligen Quelle, deren Gottheit er Dank abstatten wollte.

Und von der Vorzeitkunst schlagen wir eine Brücke zur Kunst des Zeichners, der uns den Gegenstand besser als es ein Lichtbild vermag, zur Anschauung brachte. Der Künstler steht bei feiner Zeichenarbeit an vorgeschichtlichen Funden vor einer vielfältigen Aufgabe. Er will die Gestalt möglichst plastisch zeigen, soll die Farbwerte in Schwarz-Weiß zum Ausdruck bringen, weiter die Art der Oberfläche in ihrer Glätte oder Körnung oder Muschelung klar darstellen und schließlich dem Fachmann gewisse Einzelheiten herausarbeiten, die dem Lichtbilde Widerstand entgegensetzen. Günther Reckzügel, seit Jahren als Zeichner vorgeschichtlicher Gegenstände in den schlesischen Fachzeitschriften »Altschlesien« und »Altschlesische Blätter« bekannt, ging hier der Arbeit des seit Jahrtausenden verschollenen Steintechnikers liebevoll und hingebend nach und schuf eine Federzeichnung, wie sie im Abbildungsstoff vorgeschichtlicher Werke kein zweites Mal zu finden ist.

Der zweite hier vorgelegte Fund stammt aus der frühen Eisenzeit, ist also 1200 bis 1500 Jahre jünger und besteht aus Bronze. Es ist eine Binsenwahrheit, daß die Bronzezeit ihren Namen nicht von einer Vorliebe des Zeitalters für den gelben Werkstoff erhalten hat, sondern weil unter der im Erdboden nicht vergangenen Habe heutigentags die Bronzen am meisten hervortreten. Freilich wurde die Kunst des Gießens der aus Kupfer und Zinn gemengten Legierung erstaunlich viel geübt, und Bronzeschmied, Metalltreiber und Ziseleur standen auf guter Höhe der Handwerkskunst; sie alle arbeiteten für den Alltag; denn Bronzeschmuck gehörte zur Tracht und bildete einen guten Ausdruck für das Schmuckbedürfnis der illyrischen Völkerschaften.

Neben der von unseren abgebildeten Hals- und Handgelenkringen abzulesenden Fertigkeit des Herstellers erscheint auch das Schicksal des Fundes bedeutungsvoll. Er wurde erst in der sogenannten frühen Eisenzeit hergestellt, also am Ende der illyrischen Herrschaft in Ostdeutschland. Der Besitzer und Träger des Schmuckes legte ihn aus irgendeinem Anlaß, sei es um die Götter zu verfühnen, sei es, um in den beginnenden kriegerischen Zeitläufen Glück zu gewinnen, als Weihgabe bei Pilgramsdorf, Kreis Lüben, in die Erde, wie es allgemeine Gepflogenheit war. 1928 ging der Pflug über die Niederlegungsstelle, die von Wind und Regen allmählich abgetragen wurde, und riß die Ringe heraus. Nachdem bis jetzt erst drei Teile der Öffentlichkeit bekanntgegeben werden konnten, sind wir nun in der Lage, den reichen Schatzfund mit allen seinen Teilen im Bilde vorzulegen.

DR. FRITZ GESCHWENDT



Büro-Bedarfsges. Breslau Inhaber Arnold von Kondratowicz

Telefon: Sammel-Nr. 572 41 - Über 1000 qm Ausstellungs- und Lagerräume

Wir liefern:

Schreibmaschinen
Buchungsmaschinen
Additionsmaschinen

Rechenmaschinen
Adressiermaschinen
Werbebriefdrucker

Vervielfältiger
Registrierkassen
Buchhaltungen

Karteien
Registaturen
Drucksachen

Feine Briefpapiere
Füllhalter
usw.

Tauentzienstraße 53

MUSIK

Opernbeginn in Breslau

Am denkwürdigen Jahrestage des Kriegsbeginns gegen Polen, dem 1. September, öffnete das Breslauer Opernhaus nach zweimonatiger Ruhepause seine Pforten zu neuem Spiel. Obwohl der Kampf um das Lebensrecht Deutschlands noch nicht beendet ist, beabsichtigt unsere Opernbühne als die führende im deutschen Ostraum ihren kulturellen Verpflichtungen weiter in vollem Umfange nachzukommen. Natürlich werden die Aufführungen der anhebenden neuen Spielzeit infolge mehrerer Veränderungen im Künstlerpersonal ein teilweise anderes Gesicht zeigen. Auf den bevorstehenden einschneidendsten Wandel wurden die Theaterbesucher durch einen Schriftsatz an der Spitze des September-Programmheftes aufmerksam gemacht. Hier begrüßte der neue Generalintendant Hans Schlenck in einem warmen Vorwort alle Mitwirkenden der Breslauer Bühnen und der Schlesischen Philharmonie. Schlenck sollte zu Beginn dieses Musikwinters die Leitung der genannten Institute übernehmen. Sein notwendiges Verbleiben bei der Truppe schiebt aber seinen Antritt hinaus. So konnte er den ihm dereinst unterstellten künstlerischen Kräften Breslaus vorläufig nur seine Wünsche für ihre Arbeit, die er in Zukunft tatkräftig zu fördern hofft, übermitteln. Man sieht der Stunde, da Hans Schlenck, der bisherige Generalintendant des Oldenburger Staatstheaters, seine hiesige Tätigkeit aufnehmen wird, mit gespannter großer Erwartung entgegen. Vorerst hat sich Generalintendant Berg-Ehlert bereit erklärt, sein Amt weiter zu bekleiden. Da auch die künstlerischen Vorstände die gleichen geblieben sind, ist die Stetigkeit des neuen Spielablaufs zunächst gesichert.

Was sich in den ersten Tagen auf der Bühne an neuen Mitgliedern präferierte, fügte sich mit Erfahrung und Gewandtheit gut in unser bestehendes Ensemble ein, so daß eine Anzahl Opern aus dem Vorjahr ohne weiteres wieder angefaßt werden konnte. Dabei ist allerdings zu vermerken, daß wir nicht in jeder Hinsicht einen vollen Ersatz für abgewanderte hochwertige Kräfte erhalten haben.

Besonders bemerkt wurden in den ersten Vorstellungen die Unterschiede im Stimmvolumen. Ein mißliches Geschick wollte es zudem, daß bei der ersten Aufführung sowohl in der Oper wie in der Operette infolge Erkrankung je eines Hauptdarstellers Aushilfen von anderen Bühnen notwendig wurden. Als Walter von Stolzing erschien in der Eröffnungsvorstellung der »Meisterfinger von Nürnberg« Rudolf Wedel aus Chemnitz, ein fränkischer Junker von gewichtiger Körperlichkeit, reger Spielbeteiligung und technisch überwiegend richtig verwaltetem Tenorbefiß. Den David gab unser neuer Tenorbuffo Karl Walther, der seinerzeit in dieser Rolle bei uns gastiert hatte. In ansprechender Weise sang und spielte Charlotte Krauß das Evchen. Ihre persönliche Eindrucksstärke dürfte mit den ihr gestellten hohen Anforderungen im jugendlich-dramatischen Fach noch wachsen. Die bewährten festen Stützen der unter Philipp Wüsts musikalischer und Dr. Werner Müllers szenischer Leitung stehenden Aufführung waren Charlotte Müller (Magdalena) und die Herren

Hahnenfurth (Sachs), Kicinski (Pogner) und Kunz (Beckmesser). Nach »Madame Butterfly« - mit unserer neuen lyrischen Sängerin Lifelotte Bauer in der Titelpartie -, »Fidelio« und dem »Bärenhäuter« folgte als erste Neueinstudierung Lorhings »Zar und Zimmermann«, wie schon früher beschwingt und zuverlässig von Hans Klugmann dirigiert. Ernst und Komik gelangten in der vortrefflichen Charakterzeichnung des Zaren und des Saardamer Bürgermeisters durch Hans Erich Born und Erich Kunz zu eindringlicher Wirkung. Das neue Buffopaar Pia Hirblinger (Marie) und Karl Schiebener (Iwanow) spielte flott. - Tags darauf wurde Künnecks Operette »Glückliche Reise« in einer blitzblanken Neuinszenierung gegeben, deren Verdienst an erster Stelle Hans Herbert Pudors einfallreicher Spielleitung, Richard Eifolds prächtigen Bühnenbildern und Dr. Herbert Lindners triebkräftiger Stabführung zuzuschreiben ist. Für Pudor ergänzte ein Berliner Gast, Carl Erhardt-Hardt, launig und spielbehende unser glänzend eingespieltes Operettenensemble. Das gut besuchte Haus geriet auf dieser glücklichen Reise in froheste Stimmung. WILH. STRAUSSLER

THEATER

Deutsches Theater in Mährisch-Ostau

Das »Deutsche Theater« in Mährisch-Ostau (Intendant Kurt Labatt) steht in seiner dritten Spielzeit als nationalsozialistische Kulturstätte; vor wenigen Wochen wurde der Öffentlichkeit die erste Theater-Ausstellung im Gebiete des Protektorates im »Deutschen Theater« Mährisch-Ostau übergeben, und am 13. September fand der festliche Auftakt des neuen Theaterwinters mit der alleinigen Uraufführung des Schauspiels »Friedrich Ludwig Jahn« von Gustav Strodiedl-Horst, in der Inszenierung von Kurt Labatt, in Gegenwart des Autors statt.

Das nach einer Idee des in diesen Tagen verstorbenen Rudolf Bayer gestaltete Werk wurde von Intendant Labatt für die Bühne eingerichtet; die Titelrolle spielt Erich Schachinger, den Napoleon Kurt Ehrle, Handenberg Udo Löptin. Die Ausstattung besorgt A. W. Müller.

Maria Reimers-Walleck, Prag, wurde für die am Sonnabend, dem 14. September, zur Erstaufführung gelangte »Kameliendame« als Gast verpflichtet; die Inszenierung (in der Neubearbeitung von Gustaf Gründgens) hatte Oberspielleiter Kurt Ehrle.



Herrenausstatter - nur Straße der SA. 12 - Haus Huthmacher



Geschw. **Hoeniger**

BRESLAU 13, STRASSE DER SA. 10

Wer sein Büro gut eingerichtet, hat nie auf »Hoeniger« verzichtet !

Büromöbel
Büromaschinen
Bürobedarf

BILDENDE KUNST

Als im Herbst vorigen Jahres, wenige Tage nach Beginn des Krieges, im Poelzigbau in Breslau die »6. Schlesiſche Kunſtausſtellung« eröffnet wurde, während braufend die Geſchwader der deutſchen Luftwaſſe über die Halle hin nach Oſten flogen, war dieſe Ausſtellung, aufgebaut in den Wochen äußerſter politiſcher Spannung, die erſte Kunſtausſtellung, die während des Krieges in Deutschland eröffnet wurde. Sie zeigte, daß auch in ſolcher Stunde dem künſtleriſchen Schaffen eine Aufgabe zukommt. Seither haben viele Kunſtausſtellungen in allen Gauen erneut bewieſen, daß die Werke der Kunſt Quellen der Kraft ſind.

Inzwiſchen hat ſich das Jahr gerundet, und wieder naht der Zeitpunkt der großen ſchleſiſchen Herbſtausſtellung, die alljährlich der Rechenschaftsbericht der ſchleſiſchen Künſtler über das Schaffen eines Jahres iſt. Die »7. Schleiſche Kunſtausſtellung«, durchgeführt von der Kunſtausſtellungsleitung Schleiſien e. V., wird im Oktober in den Ausſtelleräumen des Breslauer Schloſſes durch Landeshauptmann Adams eröffnet werden.

Im Rahmen der Ausſtellung wird durch den Landeshauptmann wiederum für die Mitglieder der Kunſtausſtellungsleitung Schleiſiens die Verlofung der Kunſtwerke vorgenommen werden, die alljährlich aus den Mitgliederbeiträgen angekauft werden.

Es ſind Arbeiten von Prof. dell'Antonio, Prof. Buſch, Günther Domnich, Max Dürſchke, Otto Engelhardt-Kyffhäuſer, Erich Erler, dem kürzlich verſtorbenen Friß Erler, Chriſt. Gotth. Hirsch, Martin Nicolaus, Carl Kayſer-Eichberg, Dorothea von Philipsborn, Prof. von Richthofen, Prof. Sandrock, Margarete Schmedes, Herbert Schnürpel, Prof. Schuſter-Woldan, Walter Volland, Prof. Zimbal und Bodo Zimmermann ausgeſtellt.

Die kulturellen Aufgaben Schleiſiens haben in den vergangenen Monaten nicht an Bedeutung verloren, ſondern ſind außerordent-

lich gewachſen, denn Schleiſien iſt die Baſis für die kulturelle Durchdringung des Neulands im Oſten, die den Sieg der deutſchen Waſſen für alle Zukunft ſichern ſoll, und auf dieſe bedeutſame Aufgabe bereitet ſich Schleiſien auf allen Gebieten vor. Es iſt nichts ungeſchehen geblieben, um den ſchöpferiſchen Kräften der Heimat über zeitweilige Schwierigkeiten der vergangenen Kriegsmo-nate hinwegzuhelfen. Die 7. Schleiſche Kunſtausſtellung ſoll zeigen, daß ſich auch die ſchleſiſchen Künſtler der Aufgabe bewußt ſind, die Schleiſien geſtellt wird. Manche von ihnen haben bereits in den neu an Schleiſien gefallen Gebieten ihr Können einſetzen und mit-helfen dürfen, daß dieſes Land wieder ein völlig deutſches Gepräge erhält, ein Geſicht, das von den Kräften des deutſchen Herzens geformt wird. Viele der ſchleſiſchen Künſtler ſtehen im Heer, haben den Feldzug in Polen und den Krieg gegen Frankreich mitgemacht, einige ſind der Wehrmacht mit Sonderaufträgen als Kriegsmaler zugeteilt worden. Aus dieſem Grunde wird in der dieſjähri-gen Ausſtellung neben den Landſchaften, Bildniſſen und Arbeiten, die in anderer Form von dem großen Zeitgeſchehen beeinflusst ſind, den Skizzen und Zeichnungen der an der Front ſtehenden ſchleſiſchen Künſtler beſonders breiter Raum eingeräumt ſein. Unter anderem wird die Sammlung von über zweihundert Zeichnungen des „Großen Treck“, die Otto Engelhardt-Kyffhäuſer als Dokument der Heimkehr der Volksdeutſchen aus dem Oſten ſchuf, und die zuerſt in Krakau und Berlin ausgeſtellt war, im Rahmen dieſer Ausſtellung zum erſten Male in Breslau gezeigt werden. Die Arbeiten dieſer mit Sonderaufgaben beauftragten Künſtler, wie die Skizzen der anderen, die in den knappen Ruhepaufen zwiſchen den Kämpfen entſtanden, ſind uns darum ſo wertvoll, weil das Auge des Künſtlers hinter der äußeren Erſcheinung der Dinge immer zugleich ihre weſenhafte Bedeutung ſieht. Auch im Zeitalter der Photographie und der meiſterhaften Kriegsberichte der Filmwochenſchauen hat der Kriegsmaler nicht ſeine Bedeutung verloren, weil er allein uns den Dingen und Menſchen, die er darſtellt, ins Herz ſehen läßt. - Wie wiederum auch außerhalb der Heimat wirkende ſchleſiſche Künſtler dieſe Ausſtellung beſchicken werden, ſo werden auch zum

FOHLEN VON HUSSMANN



Rosen & Thal

WELTMARKE
DES PORZELLANS

VWV

Durch
Kleidsamkeit
beliebt
sind



Halka
Flüſe
Inh.: H. & R. Komraus

Breslau 5 - Neue Schweidnitzer Straße 15
Das Fachgeſchäft für ſchöne Damenhüte
Zahlungerleichterung durch Kunden-Kredit

Brillant-Schmuck
Perlen - Goldschmuck
Echtes Silber - Gute Uhren
empfiehlt in großer Auswahl

Juwelier Hillmann
Breslau
Ohlauer Straße 1



Juwelier Hillmann
Breslau
Ohlauer Straße 1



kauft ständig
hochwertige Schmuckstücke
mit Brillanten, Perlen, bunten Edelsteinen
Silbergegenstände - Gold
Altes Silbergeld

40/50431

ersten Male die Künstler der neu mit Schlesiens vereinten Gebiete in der Ausstellung vertreten sein.

Neben Plastik, Malerei und Graphik werden in der 7. Schlesiens Kunstausstellung auch Arbeiten des schlesischen Kunsthandwerks gezeigt werden. Es ist zu erwarten, daß der Erfolg der Schlesiensschau auf der Leipziger Herbstmesse im Grassi-Museum, die der Landeshandwerkpfleger aus Arbeiten von etwa 40 schlesischen Werkstätten zusammenstellte, die Schaffenskraft des schlesischen Kunsthandwerks wesentlich anspornen wird. Auch das Beispiel des Bunzlauer Braunzeugs, das, nachdem es auf der Internationalen Handwerksausstellung in Berlin 1938 die höchste Auszeichnung, den Ehrenpreis, erhielt, sich nun auch auf der Triennale in Mailand der großen internationalen Leistungsschau für Innenausstattung die Silberne Medaille holte, dürfte in gleichem Sinne wirken.

Gleichzeitig setzt die Kunstausstellungsleitung Schlesiens die Reihe ihrer großen repräsentativen Ausstellungen schlesischen Kunst-

schaffens in den Kulturzentren des Reiches fort. Nach dem Erfolg der Gauausstellung schlesischer Künstler im Haus der Kunst in Dortmund und der Ausstellung im Schloß in Osnabrück wird zur Zeit die Ausstellung schlesischer Künstler in würdigem Rahmen in Karlsruhe gezeigt und findet sehr lebhaft Beachtung. Die in ihrer künstlerischen Entwicklung geschlossene und ausgeprägte Kulturlandschaft Badens hat für die charakteristische Haltung der schlesischen Kunst viel warmes und herzliches Verständnis. Die schlesische Ausstellung in Karlsruhe ist die Erwiderung auf die schöne geschlossene Schau badischer Künstler im Rahmen der 6. Schlesiens Kunstausstellung im vorigen Jahr. - Nach Abschluß der Karlsruher Ausstellungstage wird die gleiche Kollektion in der Kunsthalle in Kiel gezeigt werden.

In der Großen Deutschen Kunstausstellung dieses Jahres in München ist auch das schlesische Kunstschaffen, allerdings zum Teil in Arbeiten der außerhalb Schlesiens lebenden Künstler, vertreten.

Wer **Breslau** besucht
besuche auch

2 x **HEMDEN**
KUNZ

Der Herrenausstatter

Damen u. Herrenmodewaren

Schweidnitzer Str. 43a
(Ecke Hummerel)

Ohlauer Straße 58
(an der Poststraße)

Für den Herren:

Für die Dame:

Fesche Mäntel
Saccos und Hosen
Wiener Hüte
und Krawatten
Bielefelder Oberhemden
Hausmäntel
Rauchjacken
Handschuhe

Schicke Strickkleider
und -jacken
Blusen und Pullover
Seidenwäsche
Strümpfe
und Handschuhe
Morgenmäntel
Modische Neuheiten

Zwei Monate nach Erscheinen das 14. Tausend!

Sturm und Nacht
Gedichte
aus der Kriegszeit 1939/40

Aberwältigend ist für Front und Heimat das Erlebnis des Krieges 1939/40. Bekannte und unbekannt Dichter stehen auf und zeugen von dem gewaltigen Ringen aller Zeiten. Geschliffene Verse stehen neben Gedichten, die im Ausbruch des Gefühls anmuten wie unbehauener Granit. Aber alles, was gesagt wird, ist echt; ob es nun Lieber von Heldennut und Opfermut sind, von Lebensnüssen im Felde, von der Liebe zur Heimat oder dem Vertrauen und der Hoffnung der Dahingebliedenen

Diese Anthologie ist das Lied des großen Krieges!

Preis 1 RM.

Erhältlich in jeder Buchhandlung oder direkt durch den

Gauverlag-NS-Schlesien
Breslau



Neue Freianlagen im Breslauer ZOO

Seden Dienstag, Donnerstag und Sonntag: Billiger Tag!

Die Stadt Würzburg hat im August zwei Kollektivausstellungen von Holzschnitten und Zeichnungen von Bodo Zimmermann gezeigt, die beweisen, mit welchem Fleiß und Ernst der Träger des Schlesischen Kunstpreises und des Kunstpreises der Stadt Breslau, der zur Zeit ebenfalls bei der Wehrmacht ist, an sich arbeitet und sein Können immer mehr vertieft. - Der Dresdener Kunstverein bereitet eine Kollektivausstellung von Arbeiten von Dorothea von Philippsborn vor. Ferner vertreten einige schlesische Maler mit etwa dreißig bis vierzig Arbeiten im Rahmen einer Ausstellung in Danzig das schlesische Schaffen. In den großen, repräsentativen schlesischen Ausstellungen in anderen Gauen, die die Kunstausstellungsleitung Schlesiens durchführt, und mit den kleinen Schauen von Arbeiten einzelner Künstler hilft das schlesische Kunstschaffen dazu, Schlesiens, seinen Menschen und seiner Aufgabe, im Reich die Herzen zu öffnen.

DR. ANNEMARIE SCHWERDT

SCHLESISIEN, ZEITSCHRIFT FÜR DEN GESAMTSCHLESISCHEN RAUM

Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Karl Heinz Kreufel. Verlag: Gauverlag NS-Schlesien G. m. b. H., Breslau 5. Druck: NS-Druckerei, Breslau 5. Manuskripte und Besprechungsexemplare sind nur zu senden an die Schriftleitung Breslau 2, Gartenstraße 74, im Landeshaus. Für unverlangt eingelangte Manuskripte und Lichtbilder übernimmt der Verlag keine Haftung.

Bezugspreis: Vierteljährlich 2,- RM. zuzüglich 4 Rpf. Bestellgeld. Einzelheft 1,- RM. Bestellungen können bei jeder Buchhandlung sowie bei jeder Postanstalt aufgegeben werden, oder auch direkt beim Verlag Breslau 5, am Sonnenplatz (Postcheckkonto Breslau 74 822, Fernruf 525 51 und 525 55). Anzeigenpreise (nur Seitenteile) nach Preisliste Nr. 1. Verantwortlicher Anzeigenleiter: I. V. Werner Steinberg, Breslau.



Seidel & Pohl
BRESLAU I
Schweidnitzer Str. 27 gegenüber der Oper
Maß-Schneider + Herrenausstatter



Besucht die schöne **Blücherstadt Kanth**

Direkt an der Autobahn-Ein- und -Ausfahrt gelegen

in Schlesien



RESTAURANT
Schloss-Café
Schweidnitzer Straße gegenüber Stadttheater Nr. 200/2
Inh.: Karl Obermair, langjähr. Pächter des Kurhauses Bad Reinerz

empfiehlt seine behaglichen Räume für Familien- und Sportlerkreise.
Anerkannt gute Küche.



Klischee KÖHLER & LORENZ
BRESLAU I • KUPFERSCHMIEDESTR. 41 • RUF. 51424

Buchhandlung
P. Schweitzer Nachf. Beyer & Soblik
Breslau 5, Tauenhienplatz 9

Großes Lager in Büchern aus allen Zweigen der Literatur
Karten der Landesaufnahme — Autokarten

Schönhals
Breslau 1 • Reufcheferstr. 51 • Tel. 56844
Klischees

**Verchromte
Stahlrohr-Möbel**



Einfache und eleganteste Ausführung
Kompl. Bridge-Garnit., Chrom-Couches,
Sessel, Teewagen, Betten u. Kinderbetten

Rein-Messing-
Betten

Dejery & Olowinsky Nachf.
DIPLOM. DIPL. KFM: EGON VOLLSTEDT
• BRESLAU - HERRENSTR. 31, am Blücherplatz •



Riegner & Hirschmann

Vertriebsstelle für Modelle des Amtes „Schönheit der Arbeit“
Breslau 1, Ring 29, Eingang Ohlauer Straße, Ruf 234 31

Möbel für Büros, Kantinen, Gefolgschaftsräume, Porzellan, Bunzlauer Brauzeug,
Bestecks, Beleuchtungskörper aus Holz u. a. m.







Major Böhme



Oberst Bräuer



Generaloberst Busch



Oberstleutnant v. Chollitz



Generalmajor Cranz



Oberstleutnant Iwand



Oberst Jordan



Generaloberst v. Kleist



Oberleutnant Langenstraß



Gen. v. Lewinski, gen. v. Manstein



Oberstleutnant Radwan



Oberst v. Ravenstein



Gen.-Major Frh. v. Richthofen



Oberleutnant Ringler



General v. Rothkirch



Oberstleutnant Schubert



General v. Sodenstern



Oberleutnant Steinhardt



Leutnant Stolz



Hauptmann Weiß